Die Pferdeköpfe

auf den Bauerhäusern, besonders in Norddeutschland.

Von

Professor Chr. Petersen

in Hamburg.

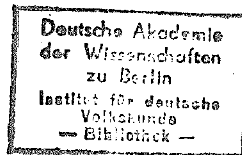
Als XIX. Bericht der Kgl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer.

(Separat-Abdruck aus den „Jahrbüchern für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg", redigirt von Th. Lehmann u. Dr. Handelmann. Bd. III.)

Mit 4 Steindrucktafeln.

Kiel 1860

Druck von C. F. Mohr.



Es sind nunmehr 40 Jahre verflossen, seitdem Nic. Falck (Ueber die Bauart der Bauerhäuser in den Herzogthümern Schleswig und Holstein in A. Niemann's Vaterländ. Waldberichten, Altona 1820, Bd. I, St. 4, S. 552) zuerst auf die Pferdeköpfe aufmerksam machte, welche damals noch viel allgemeiner als jetzt die Giebelspitzen der Bauerhäuser schmückten. Derselbe stellte auch schon die Vermuthung auf, daß dies Bildwerk aus dem Heidenthum stamme und entweder als Symbol des heiligen Opferthieres Zeichen einer religiösen Weihe des Hauses sei oder das Sächsische Wappen darstellen solle. Jac. Grimm (D. Myth. Göttingen 1835, S. 380) stimmt der Ansicht von dem frühen Ursprung bei, schließt aber aus der Richtung der Köpfe nach auswärts, daß sie bestimmt seien, Unheil abzuhalten. Er kannte indeß damals nur die Verbreitung des Gebrauchs über Lüneburg, Holstein und Mecklenburg, und wußte noch nicht, daß im Herzogthum Lüneburg die Richtung einwärts. Mussäus (in den Jahrb. des Vereins für Mecklenb. Gesch. 1837, S. 118) gibt kurz Falck's und Grimm's Ansichten wieder. H. Schreiber, der solche Pferdeköpfe im Hohen Rhätien und zwar in den romanischen Theilen gesehen, und gehört hatte, daß sie auch in England und Wales vorkämen, glaubte (Taschenbuch f. Gesch. u. Alterth. 1840, S. 237 u. 240), weil auf keltischen Münzen ein springendes Roß sich findet, darin ein

Nationalzeichen der Kelten zu erkennen. Dem widersprach J. Grimm in der zweiten Ausgabe seiner Myth. 1844, S. 625. Noch verwickelter schien die Frage zu werden, als v. Haxthausen (Studien über die inneren Zustände Rußlands, Hannover 1847. I. S. 17 u. 94) bekannt machte, er habe solche Pferdeköpfe in verschiedenen Theilen Rußlands und in Scandinavien gesehen. Leider geben E. Reventlow (Beiträge zur land- und forstwirthschaftlichen Statistik der Herzogthümer Schleswig und Holstein, Kiel 1847) und J. J. H. Lütgens (Charakteristik der Bauernwirthschaften in den Herzogth. Schl. u. H., Rendsburg 1847 fol.) im Text gar nichts über diesen Gegenstand und in den Abbildungen eine ungenaue Darstellung. Auf den Sinn ist F. Nork zuerst tiefer eingegangen (Mythologie der Volkssagen in Scheible's Kloster, Bd. IX. Stuttgart 1848, S. 98), indem er die mythologische Bedeutung des Pferdes bespricht, an die Neidstange und an den Pferdeschädel in den Firsten der Häuser erinnert und auf die sehr verbreitete Sage von einer scheintodten, wiedererwachten Frau hinweist, die sich an Pferdeköpfe knüpft, die in ähnlicher Weise an städtischen Häusern gewesen sein sollen und einzeln noch sind, ohne indeß durch Erklärung der Sage den Zusammenhang derselben mit der ursprünglichen Bedeutung zu versuchen. O. Heise's Angabe (Geschichtliches aus dem Amte Diepenau in der Zeitschr. d. hist. Vereins für Niedersachsen 1851, S. 100), daß dieser Gebrauch sich auch in der oberen Grafschaft Hoya erhalten, ist immer dankenswerth. K. Simrock (deutsche Myth., Bonn 1853, S. 386) schließt sich an Nork an, sucht aber auch der Sage einen Sinn abzugewinnen, indem er an das Pferd der Hel erinnert und einen Bezug auf das Todtenreich vermuthet. Fr. Panzer (Bayerische Sagen, München 1855, II, S. 448) macht darauf aufmerksam, und führt weiter aus, daß in Oberbayern neben Pferdeköpfen auch Vögel, Pelikane genannt, und Menschen mit Flügeln, die dort den Namen Blasengel führen, als Giebelschmuck vorkommen. Moritz Busch (Schleswig-holsteinische Briefe, Leipzig 1856, S. 77) stellt bei Schilderung des schleswig-holsteinischen Bauerhauses die wichtigsten bis dahin aufgestellten Erklärungen zusammen, ohne sich für die eine oder die andere zu entscheiden.

Die Kenntniß der topographischen Vertheilung mit Rücksicht auf Verschiedenheit der Form hat wesentlich durch H. Allmers (Marschenbuch, Gotha 1858, S. 287) gewonnen, indem er das Fehlen derselben in ehemals friesischen Districten, die verschiedene Richtung diesseits und jenseits der Weser bemerkt und auf die dem Alten Lande eignen Schwäne hinweist.

Der erste und einzige, welcher die Roßköpfe auf den deutschen Bauerhäusern zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung gemacht hat, ist Dr. Peez (in Westermanns Illustrirten Monatsheften 1858, Apr., S. 19 u. f.) Von ihm lernen wir zuerst die weite und meist zusammenhängende Verbreitung in Süddeutschland von Thüringen bis in die Alpen Tyrols und Graubündens kennen. Den bisherigen Erklärungen fügt er noch die Beziehung auf die Sonnenrosse hinzu. Neue Belehrung über Westphalen giebt endlich A. Kuhn (Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westphalen, Leipzig 1859. II. S. 60.)

Die weite Verbreitung des Gebrauchs und die darin zu suchende Symbolik läßt kaum einen christlichen Ursprung zu. Gestattet die Verbreitung einen Schluß auf das Alter und zwar auf einen vorchristlichen Ursprung, so scheint das Vorkommen bei verschiedenen deutschen Stämmen auf eine Zeit zurückzuführen, bevor diese Stämme sich trennten, wogegen das Vorkommen anderer Thiere nicht anders zu erklären sein möchte, als durch die Voraussetzung, daß diese Stämme ein solches Symbol erst nach ihrer Trennung angenommen haben. Dem scheint auf den ersten Blick das Vorkommen desselben Symbols bei nicht deutschen Stämmen zu widersprechen. Doch wird es zweckmäßiger sein, diese Frage erst nach Erörterung aller Einzelheiten wieder aufzunehmen. Indeß müssen vorher die gegen jede Bedeutsamkeit dieses Giebelschmuckes erhobenen Zweifel beseitigt werden.

Landau (das altsächsische Bauerhaus im Correspondenzblatt der hist. Vereine, Beilage zum Sept. 1859, S. 15) stellt jede Bedeutsamkeit in Abrede und fügt hinzu: „Die Pferdeköpfe können nur beim Strohdach vorkommen.“ Da dies durch die Häuser in Baiern und der Schweiz widerlegt wird und gar verschiedene Arten von Häusern mit Strohdach weder Pferdeköpfe noch die Hölzer

haben, deren Verlängerung sie bilden, so bedarf auch die weitere Ausführung dieser Behauptung keiner Widerlegung. Damit ist freilich die Bedeutsamkeit nicht erwiesen. Daß die Pferdeköpfe in verschiedenen Gestalten und andere Thiere in bestimmten Gegenden und nur da vorkommen, schließt wenigstens Zufall und Laune aus. Von mathematischen Beweisen kann zwar nicht die Rede sein, indeß wagt der Verfasser zu hoffen, daß die Erklärung, die bisher bloße Vermuthung war, durch Nachweisung des Zusammenhangs mit Sagen und ethnographischen Beziehungen auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit Anspruch machen darf.

Die folgende Ausführung des Gegenstandes wird aus der topographischen Verbreitung des zu besprechenden Giebelschmucks in seinen verschiedenen Gestalten ethnographische Folgerungen ziehen und Fragen daran knüpfen, deren Beantwortung von genauerer Erforschung der Thatsachen abhängen wird. Dann werden gewisse der topographischen Verbreitung entsprechende Sagen den Weg zur Erklärung bahnen.

Wir wollen zunächst die Verbreitung der Pferdeköpfe durch die norddeutsche Ebene betrachten, dabei aber unsern Blick über Deutschland hinausrichten. Von besonderer Wichtigkeit wäre, vom Vorkommen dieser Giebelzierde in England Genaueres zu wissen, da bekannt ist, wie sich die verschiedenen dort eingewanderten deutschen Völker über dies Land vertheilt haben. Allein Peez und Allmers geben nur ganz allgemein an, daß in Altengland in dieser Weise Schwäne vorkommen. Schreiber hatte gehört, daß in Wales sich Pferdeköpfe fänden, und ein Bekannter versichert, dieselben in Kent gesehen zu haben. Herr **Dr. Bell** in London, der in den Alterthümern Englands wohl bewandert ist und dem auch diese Arbeit andere Nachweisungen verdankt, hat bis jetzt nichts darüber in Erfahrung bringen können.

Ueber Holland berichtet Herr **Prof. L. J. F. Janssen** in Leyden, daß ihm dort nirgends ein Giebelschmuck der Art bekannt sei; daß aber hie und da Pferdeköpfe als Wirthshausschilder und gemalte Pferde häufig an den Stallthüren von Bauer- und Wirthshäusern vorkommen. Da nun auf die letzteren eine Sage aus der Provinz Drenthe anspielt (Wolf „deutsche Märchen und Sagen“ Nr. 472), so darf man wohl aus einer anderen Sage (Nr. 405), nach der Pferde aus dem Dache eines Heuschobers herabspringen, schließen, daß auch dort einst Pferdeköpfe den Giebel des Daches zierten.

Südlicher dagegen in Nordflandern finden sich noch jetzt hie und da nicht nur Schwäne auf den Giebeln der Bauerhäuser, wie Peez und Allmers übereinstimmend berichten, sondern wie Herr Canonicus Carton aus Belgien, der jenes brieflich bestätigt, hinzufügt, auch Sirenen (Vögel mit Menschenköpfen.)

Ausführlicher berichtet Peez über den Westerwald, den nördlichen Theil des Herzogthums Nassau bei Herborn und Dillenburg und das Siegensche (den angrenzenden Theil der Rheinprovinz.) Obgleich nach den Abbildungen, die er gibt, einzelne Formen kaum mehr den Pferdekopf erkennen lassen, geben andre keinem Zweifel Raum, was gemeint sei. An den meisten finden sich Zacken, welche die Mähne andeuten sollen, und allgemein ist die Richtung der Köpfe auswärts. Wenn Peez einige der Dörfer, in denen dieselben auch vorkommen (Illustr. Monatsh. 1859, Apr., S. 64) für eine Slavische Colonie erklärt, so wird dadurch für den Ursprung dieser Gestalten nichts entschieden, da sie mitten unter Deutschen wahrscheinlich sächsischen Ursprungs liegen. Sehr bemerkenswerth ist, daß sich, wie mir ein Freund mittheilt, auch im nördlichen Theil des Großherzogthums Baden in der Umgegend von Wertheim Dörfer finden, deren Häuser ebenfalls Pferdeköpfe als Giebelkrönung haben. Nicht nur Sitten und Gebräuche, sondern auch der mit den Silben Sachsen- anfangende Name beweisen ihren sächsischen Ursprung.

Oestlich vom Westerwalde im Hessischen finden sich nach Peez im Dorfe Niederasphe Hirschköpfe mit rothbemaltem Geweih auf den Giebeln der Bauerhäuser. Einer so vereinzelten Erscheinung kann an sich kein Gewicht beigelegt werden, doch verdient sie Beachtung, wenn vielleicht dasselbe Symbol weiter verbreitet ist oder sich an anderen Orten in größerer Zahl wiederholt. In der Umgegend von Osnabrück, schreibt Herr Generalsuperintendent Gruner (brieflich), sind die Pferdeköpfe allgemein in Gebrauch und zwar immer auswärts gerichtet, einfach und sehr roh gearbeitet, ohne Wetterhahn dazwischen. Häufig aber findet sich, wie in der

Zeichnung (Nr. 1), ein sogenannter Geck, ein aufrechtstehender in Gestalt eines Zepters geschnittener Stab. Sie werden Pferdeköpfe, Gänse und auch Hühner genannt. Damit ist zu vergleichen, was A. Kuhn (Sagen, Gebräuche u. Märchen aus Westphalen, Lpz. 1859, Bd. II., S. 60. Nr. 178) berichtet: „Wo die Häuser im Münsterlande Strohdächer haben, befinden sich meist hölzerne Hähne auf den Giebeln, im Ravensbergischen Sterne, auch noch nördlich von Minden, doch sieht man hier auch schon, so wie in der Gegend von Uchte und weiter nördlich meist nur Pferdeköpfe." Müssen wir auch wünschen, daß die Grenzen zwischen den Hähnen oder Hühnern einer Seits und den Pferdeköpfen anderer Seits schärfer bestimmt werden, so ist doch die Thatsache schon bemerkenswerth genug, daß im Westphälischen namentlich im Norden der Lippe Hähne oder Hühner vorkommen, südwestlich, östlich und nordöstlich Pferdeköpfe, welche wie die Hühner auswärts gerichtet sind. Darüber berichtet Herr Pastor Ohly in Minden, daß Pferdeköpfe im Minden-Ravensbergischen und Bückeburgischen häufig sind. Die beigefügte Zeichnung stimmt mit der von Allmers als Westphälisch bezeichneten Form (Nr. 2) überein, die sich durch die Grafschaft Hoya bis ins Bremische erstreckt und im Bückeburgischen die Weser überschreitet. Dagegen hat Herr Pastor Wilckens in Accum in dieser Gegend des Großherzogthums Oldenburg keine Spur solcher Giebelzier entdecken können. Bei Minden findet man nach dem oben erwähnten brieflichen Bericht oft ein eisernes oder hölzernes Kreuz zwischen den Pferdeköpfen und statt derselben nicht selten Störche, von denen eine Zeichnung erforderlich ist, um Vergleichung mit verwandten Formen in anderen Gegenden möglich zu machen.

Einer genaueren Forschung ist die Aufgabe zu stellen, ob die nordöstlich vorkommenden Pferdeköpfe, in ihrem Unterschiede von den Hühnern, von Uchte westlich sich verfolgen lassen und wie weit sie im südlichen Westphalen verbreitet, und wie sie dort gestaltet sind, namentlich am Haardstrang, und ob in weiterer Verbreitung derselben erst in der Richtung des Teutoburger Waldes, dann westlich und südwestlich an der Haar und Egge eine Verbindung nachzuweisen ist mit dem Westerwalde. Im Norden hört dieser

Gebrauch auf, so weit Friesen oder deren Nachkommen die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen. Damit stimmt die Thatsache, daß in den südlichen Theilen des Großherzogthums Oldenburg die Pferdeköpfe nicht fehlen.

Besser unterrichtet sind wir über die Verbreitung der auswärts gerichteten Pferdeköpfe nach Osten. Sie lassen sich durchs Braunschweig'sche verfolgen, wo sie namentlich, wie Herr H. v. Strombeck in Wolfenbüttel mittheilt, in der Umgegend von Helmstedt und Schöningen vorkommen, wo die Gestalt an die Westphälischen Hühner erinnert. So scheint es weiter fort zu gehen in die Altmark, wo neben erkennbaren Pferdeköpfen die Form dieser Giebelkrönung in deutlich gezeichnete Blattornamente übergeht, wie in Rastorf bei Gartow in der Gegend von Wittenbergen an der Elbe (Nr. 3 a und b), wo sich die auswärts und einwärts gekehrte Richtung begegnen. Ob und wie weit dieser Gebrauch sich durch die Mark Brandenburg einst erstreckte oder noch erstreckt, darüber fehlen mir alle Nachrichten. Da indeß noch jenseits der Oder im Kreise Oberbarnim bei Alt-Ranft und Falckenberg und im Kreise Königsberg in Gabow auswärts gekehrte Pferdeköpfe vorkommen nach Mittheilung des Herrn Kreisrichters C. Haeckel in Freienwalde, so wird wenigstens in älterer Zeit diese Linie nicht unterbrochen gewesen sein.

Nördlich von dieser Linie durch den südlichen Theil des Königreichs Hannover haben die Pferdeköpfe die entgegengesetzte Richtung, doch ist es bisher nicht gelungen, die Grenzen genauer nachzuweisen. In den Herzogthümern Lüneburg, Bremen und Verden haben die älteren Bauerhäuser, Scheunen und selbst Kathen auf der Spitze des Giebels einfache Pferdeköpfe ganz gestaltet wie die Westphälischen, doch mit dem Unterschiede, daß sie einander ansehen (wie Nr. 4.) So berichten viele Augenzeugen in Uebereinstimmung mit Allmers. Dieser hat auch zuerst öffentlich darauf aufmerksam gemacht, daß im Alten Lande der Marsch zwischen Stade und Buxtehude nicht Pferdeköpfe, sondern Schwäne noch jetzt die Giebel fast aller Häuser schmücken, Schwäne (Nr. 5), die mit dem Schnabel die Brust berühren, so daß der Hals einen Kreis bildet, dessen Mittelpunkt durch 4 Radien mit dem Umkreis verbunden ist. In

allen nördlicher gelegenen Hannoverschen Marschen fehlt nach Allmers jede Giebelzier der Art. Dagegen fangen gleich südlich von Buxtehude die Pferdeköpfe an, die hier nicht nur größer und sorgfältiger gearbeitet sind, sondern auch eigenthümliche Beiwerke haben und zwar nicht nur in der Marsch, sondern auch in der angrenzenden Geest.*) In der Umgegend von Harburg sieht man zwischen dem Hals und Kopf des Pferdes ein eigenthümliches Ornament, dessen Mitte einen kleinen Kreis bildet, der durch 4—6 meist dünne Bänder befestigt ist (Nr. 6 a. aus Wilstorf.) Doch sind diese Bänder mitunter so stark, daß der mittlere Kreis verschwindet (Nr. 7 aus Moorburg). Vergleicht man eine größere Anzahl von Beispielen, so kann man kaum zweifelhaft sein, daß diesem Ornament ursprünglich ein Rad zum Grunde liegt, das in dem einzigen Beispiel, das diesseits der Elbe vorzukommen scheint, in Schöningstedt Amts Reinbeck, ziemlich deutlich zu erkennen ist. Sonst müßte man annehmen, diese Figur sei nach und nach aus den ganz mißverstandenen und verzerrten Pflanzenornamenten entstanden, was aber schon deßhalb weniger wahrscheinlich ist, weil diese neben jenen in denselben Dörfern deutlich gezeichnet vorkommen. Dies Pflanzenornament ist meistens wie ein verdickter Grashalm gestaltet, der gleichsam von unten zwischen Hals und Kopf des Pferdes hineinwächst (Nr. 6 b. aus Wilstorf.) Am oberen Ende dieser Pflanze findet sich oft eine knospenartige Kugel (Nr. 9 aus Wilhelmsburg), oft eine tulpenartige Blume (Nr. 8 aus Altenwärder). Dies Pflanzenornament ist über alle Elbinseln bei Hamburg verbreitet. Blumen sind auf Wilhelmsburg seltener, auch haben hier die Blätter seltener die regelmäßige Form wie Nr. 8 u. 9; oft gehen sie in einfache, oft in sehr verwickelte Schnörkel über. Auf dieser Insel herrscht überhaupt eine große Mannigfaltigkeit der Formen; mitunter fehlt selbst jedes Beiwerk. Eigenthümlich ist hier die Form Nr. 10, deren Ornament offenbar nur Verstümmlung der

*) Den zahlreichen Freunden und Bekannten, welche meine eigenen Beobachtungen über die Hamburg umgebenden Länder ergänzt haben, erlaube ich mir gemeinschaftlich meinen Dank auszusprechen.

Pflanze ist. An anderen Exemplaren ist fast ein Kreuz daraus geworden. Während in der Umgegend von Harburg auch neuere Häuser den Giebel mit scharf gezeichneten Pferdeköpfen schmücken, findet sich dieser Schmuck auf Wilhelmsburg fast nur auf alten Gebäuden. Eins derselben war mit der Jahreszahl 1778 bezeichnet. Noch seltener ist dieser Schmuck auf Billwärder; an der Elbseite ist er ganz verschwunden, an der Bille sind nur noch einzelne Trümmer vorhanden, die aber auf eine gewisse Sorgfalt der Ausführung schließen lassen, indem außer dem Pflanzenornament an dem Kopfe selbst so verschiedenartige Zacken vorkommen, daß man annehmen möchte, der Pferdekopf habe eine Art Kröne getragen (Nr. 11.) Sind solche Zacken auch häufig nur eine ungeschickte Andeutung der Mähne, so stehen sie doch häufig in Wilhelmsburg so hoch und steil, daß sie wohl ursprünglich etwas anderes haben bedeuten sollen. Dies scheint auch die eigenthümliche Gestalt der Pferdeköpfe in den Vierlanden zu bestätigen, die indeß oft so entstellt sind, daß man auf den ersten Blick kaum sieht, was dargestellt sein soll. Eine Form (Nr. 12 a) läßt noch deutlich das Pferd erkennen. Oft aber sind die Blattornamente sowohl als die Köpfe selbst so verschnörkelt, daß es schwer ist, die ursprünglichen Formen wieder herauszufinden (Nr. 12 b.) Dabei stimmen sie in großer Anzahl so mit einander überein, daß sie nicht frei aus der Hand, sondern nach Schablonen gearbeitet zu sein scheinen. Nur sind auf einigen Häusern, wie es scheint aus bloßer Laune, den Köpfen dünne Stäbe eingefügt, daß man an den Kopf des fabelhaften Einhorns erinnert wird. Diese Gestalten, die man fast als eine Art Rococco bezeichnen könnte, die sich auch am Vierlander Mobiliar kund gibt, finden sich auch in den nächsten lauenburgischen Dörfern wie Escheburg und Wenddorf, jedoch nicht mehr allgemein. Weiter entfernt von der Grenze fallen alle Beiwerke weg, und es bleiben die bloßen Pferdeköpfe nach, die aber, wie im Hannoverschen und auf den Elbinseln überall einwärts gerichtet sind, wie Nr. 13, an der Aumühle im Sachsenwalde. Diese Richtung erstreckt sich mit vielen Variationen nördlich in Holstein bis an die Alster, bleibt östlich bis jenseits des Ratzeburger Sees, ob weiter und wie weit südlich, namentlich ob und wie weit sich diese

Richtung ins Mecklenburgische oder gar bis in die Mark verbreitet, darüber fehlen bis jetzt die Nachrichten.

Ein besonderer Name außer der Bezeichnung Pferdeköpfe ist uns aus dem Hannoverschen nicht bekannt, doch wird der Name der Windbrä (Windbretter) und Windfeddern (Windfedern), die an den Giebelseiten das Strohdach begrenzen und verhindern, daß der Wind hereindringe, und deren oberstes Ende sie bei senkrechten Giebeln bilden, auch auf sie übertragen. Im Lauenburgischen findet sich der besondere Name Hahnenhölzer, der auch im südlichen Holstein vorkommen soll. Dieser Name verdient um so mehr Beachtung, da von Westphalen bis nach Holstein der oberste Balken, der unmittelbar unter dem First liegt und die Sparren in der Längenrichtung des Hauses verbindet, Hahnenbalken heißt (ein Name, der in Holstein auch von den quer die Sparren verbindenden Balken gebraucht wird.) Dieser Name läßt sich kaum anders erklären, als davon, daß am Ende dieses Balkens in Westphalen eben die Hähne, anderswo, wenigstens noch hie und da, Wetterhähne zwischen den Pferdeköpfen zu stehen pflegen. In der Alstergegend findet sich auch von den Pferdeköpfen der Name Windflügel, der von den Windlatten (den Hannoverschen Windbrettern) hergenommen oder übertragen scheint.

Zwischen Alster und Elbe nördlich und westlich von Hamburg in der Grafschaft Pinneberg sind die Pferdeköpfe, soviel mir bekannt, meist verschwunden, obgleich die Art des Dachs annehmen läßt, daß sie früher hier gebräuchlich waren, wie sie auch in einzelnen Dörfern an der Hamburgischen Grenze, wie in Hummelsbüttel, noch vorkommen. In der Gegend von Tornesch (an der Eisenbahn) beginnt eine Construction des Firstes, welche die sogenannten Hahnenhölzer überflüssig macht, an denen sonst die Enden der ihn befestigenden Weidenruthen einen Haltpunkt finden. Hier hangen nämlich Scheeren oder Klauen über den Enden des Firstes, der aus Soden (Plaggen) besteht, die mit hölzernen Nägeln in den Sparren befestigt sind und so das Ende des Firstes festhalten. Sie werden Hängeklauen genannt. Dieselben haben in der Grafschaft Ranzau, wo sie sich landeinwärts wenigstens bis Barmstedt erstrecken, gewöhnlich nur in der Mitte oder am Ende eine knopfartige Verzierung, sind dagegen in der Gegend von Glückstadt meistens in mehreren über einander befindlichen Knöpfen ornamentirt, wie Nr. 14, und nehmen in Dithmarschen die Gestalt von Pferdeköpfen an, Nr. 15. Ob diese Art des Firstes auch anderswo vorkommt und wie weit sich dieselbe, die sich keineswegs auf die Marsch beschränkt, an anderen Stellen nach Osten erstreckt und welchen Grund die Verschiedenheit hat, vermag ich nicht zu sagen. Es ergiebt sich aus dem Gesagten, daß die Hängeklauen von der Giebelseite gesehen sich wie dünne Bretter ausnehmen, die Ornamente in grader Linie von der Langseite gesehen einander decken, beide nur von der Ecke ganz wahrgenommen werden können.

Sonst scheinen die Pferdeköpfe einst über ganz Holstein verbreitet gewesen zu sein und sind es großen Theils noch jetzt. Daß sie auch in Gegenden, wo sie jetzt nicht mehr zu finden, einst gebräuchlich waren, ist mit ziemlicher Sicherheit aus dem Vorhandensein des Dreiecks, das die sogenannten Hahnenhölzer bilden, zu schließen. In anderen Gegenden, wie in Dörfern nördlich vom Selenter See, finden sich hie und da noch meist spitze Gabeln oder Scheeren. Am häufigsten begegnen uns die Pferdeköpfe selbst noch in den Dörfern des mittleren Holsteins in der Umgegend von Rendsburg, Neumünster, Bordesholm, Kiel, Preetz, Plön und im Lande Oldenburg und südlich von denselben. Die gewöhnlichste Form in der Mitte des Landes ist wie Nr. 16, doch mit vielen Abweichungen, so ist bei Bordesholm der Hals stärker und die Mähne durch Einschnitte angedeutet. In anderen Gegenden, wie bei Kiel, sind diese Giebelzierden in demselben Dorfe von großer Mannigfaltigkeit der Form. Im östlichen Holstein südlich vom Lande Oldenburg und im Eutinschen, wo das Wohnhaus der Bauern von den Wirthschaftsgebäuden meistens abgesondert und mit Ziegeldächern versehen ist, ist der alte Brauch meist verschwunden. Hier, wie einzeln auch in anderen Theilen Holsteins hat am häufigsten eine Vase mit zwei Henkeln die Spitze des Giebels eingenommen, was man häufig für eine von den Wenden stammende Sitte erklären hört. Ich weiß nicht aus welchem Grunde und mit welchem Recht. Doch gibt es auch da Dörfer, in denen man theils noch Pferdeköpfe sieht, wie im Kirchspiel Süsel, theils in den Gabeln oder

Scheeren, die im östlichen Holstein gewöhnlich die Form von Nr. 18 angenommen haben, noch Ueberbleibsel erkennt.

In alten und entlegenen Dörfern bei Bordesholm und Neumünster, wie Blumenthal, Kleinen und Großen Harri findet sich häufig zwischen den Pferdeköpfen ein Wetterhahn auf eiserner Stange, der mit eisernem Blätterwerk, wie ein Baum, geziert zu sein pflegt; mitunter sitzt der Hahn auf der Spitze unbeweglich über der beweglichen Windfahne, seltener tritt an die Stelle des Wetterhahns ein bewegliches Pferd, das einzeln auch fest die Richtung nach Osten zeigt, über der beweglichen Windfahne.

Im Allgemeinen herrscht in Holstein die Richtung der Pferdeköpfe nach auswärts; nur selten zeigen einzelne Häuser die entgegengesetzte Richtung wie in Poppenbrügge bei Kiel, in Dersau Guts Aschberg am Plöner See, in Wittenberger Passau im Süden des Selenter Sees. Als Besonderheit ist ferner zu bemerken, daß mitten unter Pferdeköpfen an einzelnen Häusern deutlich erkennbare Hähne vorkommen, wie in Ellerbeck, Wellingsdorf und Neumühlen, Meimersdorf und Dorfgarten bei Kiel, in Grömitz an der Ostküste, die wie in Westphalen immer auswärts gerichtet sind. Ganz vereinzelte Formen können der Laune des Tischlers oder Zimmermanns ihren Ursprung verdanken; wenn aber ähnliche oder dieselben Formen an verschiedenen Orten wiederkehren, darf es wenigstens nicht unbeachtet bleiben.

Der verbreitetste Name dieser Giebelzierde in Holstein ist Krainstohl (Krähenstuhl); er kommt in der Nähe von Hamburg, in der Mitte und im Osten Holsteins vor und hat sich an dem kleinen Giebeldreieck selbst da erhalten, wo die Köpfe verschwunden sind. Ob der Name nur daher kommt, weil die Krähen sich häufig da niederlassen oder noch einen tieferen Grund hat, kann hier noch unerörtert bleiben. Im nordwestlichen Holstein soll auch der Name Oddebarstohl (Storchenstuhl) vorkommen. Bekanntlich benutzen die Störche diese hervorragenden Hölzer gern, um ihr Nest daran zu befestigen. Der von Falck angeführte Name Holzkloben ist mir nie vorgekommen; dagegen fand ich in der Gegend von Bordesholm die Benennung Krönk (Krönung). Das dreieckige Loch unter der Giebelspitze heißt Uhlenloch (Eulenloch), Uhlenflucht und Uhlengebühr, weil die Eule, die als Vertilgerin der Mäuse gern gesehen wird, hier ihren Ein- und Ausgang hat. In neueren Häusern ist es häufig mit Brettern oder Fenstern verschlossen.

Richten wir unseren Blick nach Norden, so sind die Pferdeköpfe im südlichen Schleswig mit Ausnahme von Eiderstedt und Nordfriesland sehr häufig; im Osten des Landes reichen sie bis an die Schlei, in der Mitte sollen sie weiter bis gegen Tondern sich erstrecken. In Angeln sind sie wenigstens nicht gewöhnlich, wie denn auch dort die Bauart der Häuser anders und die Construction des Firstes der Art, daß Hängeklauen über das ganze Dach vertheilt sind. Um so bemerkenswerther ist es, daß am Giebel der Nuruper Wassermühle Pferdeköpfe in Stein ausgehauen sind. Eigenthümlich ist, daß die Windscheiden (Windbretter, Latten, die den Giebel einschließen) an alten Häusern hier nach unten die Gestalt von Drachenköpfen haben, z. B. an einem Hause in Grumbye, das wenigstens 200 Jahr alt, (Nr. 17), eine Gestalt, die bis in moderne Zeiten, hie und da in Städten noch jetzt, den Ausgüssen der Dachrinnen gegeben wird und so häufig an gothischen Bauten vorkommt.

Obgleich nördlich von Angeln sich die Bauart wieder ändert, waren doch auch hier in einzelnen Dörfern früher Pferdeköpfe auf Bauerhäusern noch vor 10—12 Jahren vorhanden, wie in den Dörfern Grøninghoved und Heils bei Christiansfelde. Daß sie auch in Scandinavien vorkommen, bezeugt v. Harthausen („Studien über die innern Zustände Rußlands. Hannover 1847. I. S. 94). Doch habe ich mich vergeblich in Dänemark und Schweden danach erkundigt. An Gefäßen aber und Geräthen kommen, wie Klemm mittheilt, auch in Skandinavien häufig Pferdeköpfe vor.

In Mecklenburg verhält es sich ganz ähnlich, wie in Holstein; die Richtung auswärts ist überwiegend, doch ausnahmsweise auch einwärts. Sie kommen am meisten vor bei Wismar, Schwerin, Güstrow, Schwaan und Rostock. Unter den auch hier sehr verschiedenen Formen, die sämmtlich einfach, zum Theil roh sind, heben wir Nr. 19 als die eigenthümlichste hervor. Eigenthümlich ist diesem Lande auch der Name Mulapen (Mauloffen oder Maulaffen) weil sie dort fast überall mit offenem Munde dargestellt werden. Im Fürstenthum Ratzeburg und im sogenannten Travemünder

Winkel kommen statt der Pferdeköpfe auch blattartige Ornamente vor, ähnlich wie Nr. 3a und b.

Aus Mecklenburg-Strelitz ist mir kein Beispiel bekannt. Dagegen sind nach Mittheilung des Herrn Prof. Hering in Stettin die Pferdeköpfe in Pommern, sowohl Vor- als Hinterpommern noch jetzt sehr verbreitet, namentlich in der Umgegend von Stettin (in Gallnow), bei Pyritz, Stargard, im Regenwalder Kreise, sowie auf den Inseln Usedom und Wollin. Die Formen scheinen sehr mannigfaltig, die meisten sind ziemlich roh, einzelne erinnern an die Nr. 19, andere sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt; mitunter ist nur ein runder Knauf übrig geblieben, dessen Theilung durch einen Einschnitt hie und da noch an den offenen Mund erinnert. Die Richtung ist im Allgemeinen auswärts, doch auch hier mit Ausnahmen. Ob sich dieser Gebrauch in Mecklenburg und Pommern weiter südlich erstreckt und dem Vorkommen in der Mark sich anschließt, bedarf einer weiteren Untersuchung.

Die östlichsten Spuren des besprochenen Giebelschmucks finden sich in der Umgegend von Danzig. Sie führen dort, wie Herr Pastor Schnaase daselbst mittheilt, den eigenthümlichen Namen Hundspooten (Hundspfoten.) Es sind aber auch keine Pferdeköpfe mehr zu erkennen, obgleich sich die Entstehung aus Verstümmelung der sogenannten Maulaffen wohl erklären läßt. In Gegenden, die jetzt von Kassuben bewohnt werden, einst aber deutsche Bevölkerung hatten, hat sich eine blattartige Form erhalten, wie Nr. 20 zeigt, ähnlich den Formen bei Gartow Nr. 3, von der oft aber nur ein Lappen oder fast kreisförmiger Ausschnitt vorhanden ist. Daneben findet sich diese Verzierung nur halb, d. h. nur an einer Seite der Giebelspitze in Gebrauch, in beiden Formen, indem die Blätter der linken Seite (vom Beschauer aus) fehlen, was die ältere Form sein soll. In der Nehrung, wo sich zwar die deutsche Bevölkerung erhalten hat, sonst das Alte mehr verändert sein soll, findet sich ein senkrechter Stab mit Kugeln ornamentirt.

Aber auch auf nicht deutschem Boden Osteuropas begegnen uns dieselben Pferdeköpfe wieder nach beiden Richtungen, in verschiedenen Gegenden Rußlands, in echt russischen Dörfern: auswärts an der Straße nach Moskau südlich der Wolga, Nr. 21, (v. Harthausen S. 17) und zwischen Rostoff und Jaroslaw (v. H. S. 94) an Häusern, die in der Bauart den ältesten Schweizer (den sogenannten Heiden-) Häusern gleichen; einwärts gewandt dagegen an Häusern, deren schöne Holzarbeit an Oberbaiern und die Schweiz erinnert, im Gouvernement Nischney-Nowgorod Nr. 22 (v. H. S. 305), wo zwischen den Pferdeköpfen eine Stange, die auch im nördlichen Schleswig gewöhnlich aber ohne Pferdeköpfe vorkommt, im Osnabrückschen zwischen denselben. Daß in Rußland mitunter auch der Pferdekopf zu einem bloßen Knauf entstellt ist, zeigt die Abbildung eines Hauses in „Geißler und Hempel Malerische Darstellungen der Sitten u. s. w. im russischen Reich", Leipzig (1804). 4. Bl. 7.

Nach einer Mittheilung des Herrn Baron v. Korff, Directors der Kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg, hat Herr Staatsrath Stassoff, einer der ersten Kenner der russischen National-Architektur und Ornamentik, umfassende Beobachtungen über diesen Gegenstand gemacht, denen zufolge „Pferdeköpfe und Pferdeabbildungen in Rußland, besonders im nördlichen eben so oft über den Bauerhäusern wie in Deutschland vorkommen. Ein Pferd, zuweilen selbst mit zwei Köpfen, ist eine sehr häufige Erscheinung auf den Bauerwohnungen in denjenigen Gouvernements, welche von Alters her den eigentlichen Kern Rußlands bilden. Zuweilen vertritt dessen Stelle ein Vogel, welchen das gemeine Volk einen Hahn oder Hähnchen nennt, welcher aber eher als ein Pfau betrachtet werden muß, wie ein solcher auch sehr oft auf den Handtüchern und den Pfefferkuchen abconterfeit wird." Diese Bemerkungen machen ein tieferes Eingehen auf das Verhältniß der Deutschen zu den Slaven nothwendig, wozu jedoch erst ausführlichere Mittheilung, auf die dem Verfasser bereits Hoffnung gemacht ist, erwartet werden muß. Doch fordern schon diese wenigen Bemerkungen die Hinweisung auf die Abbildungen Nr. 21 und 22, wo die Köpfe wenigstens an dem Hause Nr. 22 und dem Hause rechts Nr. 21 mehr Vögeln als Pferdeköpfen gleichen und Herr Harthausen diese Giebelzierden abbildet, ohne näher zu bezeichnen, was dargestellt werden solle; wogegen er von den hier nicht abgebildeten Häusern zwischen Rostoff und Jaroslaw ausdrücklich von Pferdeköpfen spricht,

die auch dort in den Abbildungen zu erkennen sind. Auch Geräthe der Russen tragen denselben Schmuck; so besitzt Herr Oberbibliothekar Klemm einen bei russischen Bauern gebräuchlichen Kamm, der mit 2 Pferdeköpfen verziert ist.

Spärlicher fließen die Nachrichten über den Gegenstand unserer Untersuchungen aus Süddeutschland. Nur nach Hörensagen theilt Peez mit, daß in der Gegend von Freiberg in Sachsen Störche vorkommen. Daß aber in Thüringen, namentlich im Kreise Ziegenrück, Pferdeköpfe die Häuser krönen, ist mir von mehreren Seiten berichtet, auch eine Zeichnung zugekommen Nr. 23, die indeß nur aus dem Gedächtniß angefertigt werden konnte. Dort soll auch zwischen den Pferdeköpfen der Wetterhahn gewöhnlich sein. Vielleicht gelingt es dem Verein für Thüringische Geschichte, der durch Vermittelung des Herrn Geheimen Justizrath Michelsen in Jena sich der Sache angenommen hat, Genaueres in Erfahrung zu bringen. Im Böhmerwalde fand Peez ein verwittertes Schnitzwerk der Art, in dem er den Kopf eines Schwans oder Raben zu erkennen glaubte im Orte, Wallern; in Prachotitz und Kuschwarta weiter südlich sah er deutliche Roßköpfe und vermuthet, daß in dieser Gegend, die jetzt Slavisch, ursprünglich deutsche Bevölkerung gewesen sei. In mehreren Theilen Tyrols fand er denselben Gebrauch besonders an der Brennerstraße verbreitet. Nach den Abbildungen ist die Richtung gewöhnlich einwärts, seltener auswärts, wie zu St. Leonhard im Passeyerthal; zwischen den Köpfen findet sich mitunter eine Blume, wie zu Lanersbach im Duxerthale, mitunter eine blattartige Verzierung, wie zu Zell im Zillerthal, in denen Peez Hausmarken zu erkennen glaubt. Einmal fand er gekrönte S c h l a n g e n oder S c h w a n e n h ä l s e, die sich mit dem Kopf aufs Dach neigten, zu Lengenfeld im Oetzthale, wo die übrigen Häuser Pferdeköpfe auf dem Giebel hatten, endlich südlich von Botzen, im sogenannten Hessenlande, eigenthümlich gestaltetete Köpfe, die obgleich ohne Geweih bei den Einwohnern doch Hirschköpfe hießen. Oefterer kommen z. B. im Falsthal am Brenner Köpfe von Steinböcken vor, die ohne Zweifel nur eine locale Beziehung auf das früher dort heimische Thier haben. Noch zahlreicher sind diese Giebelzierden aller Art in Alt=Bayern; so finden sich „verschlungene und geringelte Drachenbilder auf den prächtigen Bauerhäusern zwischen Trostberg und Altötting. Das verbreitetste Giebelzeichen bleiben jedoch immer, wie Peez hinzufügt, die Pferdehäupter, auch bemerkt man sie durchschnittlich auf den ältesten Häusern“. Ein Freund sah sie auf der Durchreise in Rosenhain zwischen München und Salzburg und zu Prien am Chiemsee. Ausführlicher behandelt diesen Gegenstand in Beziehung auf Bayern Fr. Panzer (Bayerische Sagen und Gebräuche Bd. II, S. 448). „Man findet die Pferdehäupter auch noch bei uns am häufigsten auf den Giebeln der Bauerhäuser im Oberbayerischen Gebirge, wo sich ein eigenthümlicher Baustyl aus alter Zeit erhalten hat. Die beigefügte Abbildung (Nr. 24) stellt die Einrichtung eines solchen Giebels mit seinen Schnitzereien dar. Die beiden gewundenen Säulen ruhen auf dem Boden der Laube (Altane), welche die ganze Breite des Giebels einnimmt, durch eine Thür mit dem Hause verbunden und mit einem zierlichen Geländer eingefaßt ist. Durch die Säulen werden zwei der drei Hauptbalken unterstützt. In diese sind die Sparren eingelassen, auf welchen die Schalbretter ruhen. Auf diese sind in gewissen Entfernungen Latten aufgenagelt, auf welche dann die Schindel selbst folgen. Die kleinen Bretter schützen die Balken gegen das Eindringen der Feuchtigkeit. Nicht selten werden solche Schindeldächer von Stürmen abgehoben; um dieses zu verhindern, beschwert man sie mit Steinen. Auch das Vordach wird damit belegt; aber diese Belastung allein würde nicht hinreichen. Damit der Wind nicht in den leeren Raum zwischen der Bretterverschalung und den Schindeln eindringen und diese losreißen kann, sind Bretter angebracht, welche man W i n d b e r n nennt. In den oben kreuzweise über einander gelegten Enden der Windbern sind die P f e r d e k ö p f e ausgeschnitten, welche Grimm meint. Sie werden aber oft durch andere Schnitzbilder vertreten. Unter diesen bemerkte ich am häufigsten Drachenköpfe oder ganze D r a c h e n mit scharfem Gebiß, pfeilspitziger Zunge, Flügeln und Schlangenleib; g r o ß e V ö g e l, welche sich mit ihrem spitzigen und etwas gekrümmten Schnabel die Brust aufzuritzen scheinen und welche man für P e l i k a n e hält; auch andere Vögel, Schwänen oder Gänsen ähnlich, mit ausgebreiteten Flügeln, in Posaunen blasend und daher

Trompetenengel oder Blasengel genannt. So stellt sie die Abbildung (Nr. 24) dar. Diese Schnitzbilder machen immer ein Paar aus und sehen theils auswärts, theils einwärts und gegen einander, nur die Blasangel ausgenommen. Auf der Spitze des Giebels, zwischen dem Bilderpaar steht ein einfaches, oft ein doppeltes Kreuz. Die Windbern hörte ich auch Windfang, an einem Orte Windhund nennen. Der erste dieser Namen, nach Schm. Wbch. IV. 110 „wintwer", plur. „wintwern" ist der allgemeine."

Daß auch in Graubündten (Hohen Rhätien) derselbe Gebrauch herrscht, ist bereits nach Schreiber bemerkt. Nach seiner Beobachtung finden sie sich an den ältesten Häusern der Romanen, und die Einwohner bestätigten, daß früher diese Sitte allgemein gewesen sei. Er spricht zwar von zwei gegen einander springenden Pferden, meint aber wohl nur die Köpfe.

Daß auch im Kanton Bern derselbe Gebrauch herrscht, weiß Peez vom Hörensagen; daß dem so sei, dafür zeugt das Vorkommen dieser Giebelzier an so vielen nachgeahmten Schweizerhäusern, wie bei Dresden in Blasewitz bei der Schillerlinde (C. Wurzbach v. Tannenberg, Schillerbuch Tafel XXXIV Text 1595), bei Hamburg im Wandsbecker Holz und vor dem Dammthor an dem von Fintelnschen Hause, dessen zweiter Giebel einen Eberkopf trägt. Sehr wünschenswerth wäre es, zu erfahren, ob letzterer nur eine Laune des Baumeisters ist oder auch an alten Häusern in der Schweiz vorkommt. Ueberhaupt fehlt jede genauere Auskunft über Ausbreitung und Mannigfaltigkeit in den Gestalten dieser Giebelzierde in der Schweiz.

So ermüdend vielleicht Manchem diese Mittheilungen scheinen mögen, so lassen sie an Vollständigkeit gar viel zu wünschen übrig. Dennoch sind sie schon vollständig genug, um ethnographische Beziehungen zu erkennen. Fassen wir die Ergebnisse kurz zusammen, so finden sich im nördlichen Westphalen auswärts blickende Hühner; in der südlichen, westlichen und nordwestlichen Umgebung, die theils preußisch, theils hannoversch, finden sich auswärts gewandte Pferdeköpfe, dagegen zwischen Weser und Elbe und östlich von der Elbe bis jenseits des Ratzeburger Sees einwärts gekehrte, südlicher durchs Braunschweigische bis jenseits der Oder wieder auswärts gekehrte Pferdeköpfe. Dieselbe Richtung beginnt in Holstein in einiger Entfernung von der Elbe und erstreckt sich längs der Ostsee bis an die Weichsel, wenn auch mit einiger Unterbrechung. Da drängt sich dann fast von selbst die Bemerkung auf, daß diese 3 Hauptverschiedenheiten den 3 Hauptabtheilungen der alten Sachsen entsprechen, den Westphalen, Engern und Ostphalen oder Ostleuten. Dazu kommt, daß Nordalbingien, von Ostphalen verschieden, wieder mit Engern übereinstimmt. Das kann unmöglich Zufall sein.

Führen wir das auf die älteren Völkerschaften zurück, so bezeichnen die einwärts gekehrten Pferdeköpfe das Gebiet der großen Chauken, die auswärts gekehrten das Gebiet der Angrivarier, die Hühner das der großen Bructerer, vgl. L. v. Ledebur Land und Volk der Bructerer, Berlin 1827. So weit westlich die Slaven nach der Völkerwanderung vorgedrungen waren, nun aber wieder Deutsche wohnen, sind die jetzigen Verhältnisse wahrscheinlich nach der Uebereinstimmung mit den westlicher wohnenden Stämmen zu beurtheilen, d. h. wo von Braunschweig östlich die auswärts gekehrten Pferdeköpfe sich erstrecken, ist eine Colonisation derjenigen Sachsen anzunehmen, denen dies Giebelzeichen eigen. Im Lauenburgischen dagegen wird eine Bevölkerung anzunehmen sein, die aus dem Hannoverschen stammt. Doch haben wir, wenn wir auf Tacitus und Ptolemäus zurückgehen, die Völker insofern verschoben, als die Chauken damals wenigstens zwischen Weser und Elbe das Meer berührten, später aber die Friesen bis an die Elbe, ja bis über die Elbe und übers Meer nach Eiderstedt und Nordfriesland vorgedrungen sind. Dagegen sind südlich von den Friesen sächsische Stämme nach Westen vorgedrungen und haben sich zu Lande nördlich und südlich von Westphalen bis gegen den Rhein, auf dem Seewege aber an den Küsten Hollands, Belgiens und Nordfrankreichs niedergelassen.

In die südlicheren Gegenden am Main und in den Westerwald sind Sachsen erst später, durch Karl den Großen, verpflanzt worden. In diesen Gegenden finden sich auch Pferdeköpfe auf nicht mehr sächsischen Häusern. So weit aber noch jetzt das altsächsische Haus, und man kann hinzufügen, die niederdeutsche

Sprache verbreitet ist, oder einst war, so weit scheint auch der Giebelschmuck der Pferdeköpfe verbreitet zu sein, mit Ausnahme der einst friesischen Gegenden im Königreich Hannover und im Herzogthum Schleswig, auch wo jetzt niederdeutsch gesprochen wird. Die überall wiederkehrende Eigenthümlichkeit des sächsischen Hauses ist, daß es alles ursprünglich zum ländlichen Haushalt Gehörende unter einem Dach vereinigt, zu beiden Seiten der großen Thür die Ställe, gewöhnlich der Thür gegenüber den freiliegenden Heerd ohne Schornstein und hinter demselben die Wohnzimmer hatte. Doch finden sehr alte Verschiedenheiten Statt in der Lage des Heerdes und in der Art des Giebels. In Westphalen und im Hannoverschen bestehen die Giebelseiten meistens in einer verticalen Wand, mag sie nun in ältester Weise in Flechtwerk bestehen, das mit Lehm beworfen ist, oder aus gemauertem Fachwerk oder gar aus Brandmauern. Auf den Elbinseln, wenigstens zum Theil, besonders aber in Holstein haben auch die Giebelseiten ein schräg abfallendes Strohdach, das bald ebenso tief herabgeht als an den anderen Seiten, bald aber nur die obere Seite des Giebels einnimmt. Das ist nun deshalb auch für unseren Gegenstand von Wichtigkeit, weil bei steilem Giebel die Pferdeköpfe die Enden der Windbretter bilden, bei der eben bezeichneten Bauart aber das Dach oben an der Spitze unterbrochen wird, um jenem Dreieck Raum zu lassen, das von den Hahnhölzern eingeschlossen das Uhlenloch bildet und von Pferdeköpfen gekrönt wird. Sowohl Reventlow-Farve als Lütgens geben diese beiden nach der Bedachung verschiedenen Arten des sächsischen Hauses.

Es kommt aber auch in Holstein und zwar in sehr alten Dörfern, wie Blumenthal zwischen Kiel und Nortorf, Gr. und Kl. Harri bei Neumünster der steile Giebel vor, der gewöhnlich mit zwei Reihen vertical laufender Bretter bekleidet ist, deren obere über die untere, die untere über die unter ihr befindliche Wand hervorsteht, so daß die unterste durch eine Reihe von Balkenköpfen gestützt wird, eine Art der Bekleidung, die auch an älteren Gebäuden der Städte und Flecken häufig vorkommt. In der Mitte dieser Bretterwand pflegt ein rundes Loch mit einem Kreuz darüber zu sein, das den Schwalben zum Ein- und Ausfliegen dient

und auch Schwalbenloch genannt wird. Ohne Zweifel ist diese Bauart, weil sie mit der westphälischen und hannoverschen übereinstimmt, die ältere.

Holstein stimmt in der vorherrschenden Richtung der Pferdeköpfe nach auswärts mit Engern überein; man muß daraus auf eine nähere Verwandschaft der nordalbingischen Sachsen mit den Engern oder Angrivariern schließen, obgleich dabei nicht außer Acht zu lassen ist, daß die Einfriedigung der Felder mit Gräben, Wall und lebendigen Hecken sich außer Holstein nur in Westphalen nördlich von der Lippe wiederfindet, wo die Hühner den Giebel zieren und die Höfe nicht wie in Holstein dorfweise, sondern einzeln liegen; Verhältnisse, deren Erklärung die Geschichte noch schuldig geblieben ist.

Das gilt von noch zwei anderen Thatsachen. Es muß auffallen, daß im Lande Hadeln, wo nach Widukind (Res Saxonicae init.) die Sachsen sich zuerst sollen niedergelassen haben, sich keine der beschriebenen Arten des Giebelschmuckes findet. Ebenso räthselhaft ist die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Bauart in den Marschen des rechten wie des linken Elbufers unter einander und von der Geest. Zwar sind bekanntlich mancherlei Colonisten hingekommen, doch alle sächsischen Stammes mit Ausnahme der friesischen Geschlechter in Dithmarschen und den Vierlanden, wo doch in Bauart und Sprache das sächsische Element das Uebergewicht bekommen hat. Für Dithmarschen ist dieser Gesichtspunkt um so wichtiger, wenn dasselbe, wie neuerdings Herr Dr. Maack (das urgeschichtliche Schleswig-Holstein, Berlin 1860, S. 33) annimmt, die Inseln der Sachsen gewesen seien, und nicht, wie Lappenberg vermuthet, die Elbinseln bei Hamburg.

Wenn auch in der Mitte Holsteins so wie in Mecklenburg und Pommern zwischen den auswärts gewandten Pferdeköpfen hie und da einwärts gewandte vorkommen, ja auch Hähne, so erklärt sich das durch die Einwanderungen, die während der Kämpfe mit den Wenden wiederholt aus allen Theilen des nordwestlichen Deutschlands Statt gefunden haben. Das östliche Holstein wie Mecklenburg, Pommern und Preußen sind ja in dieser Zeit erst ganz wieder germanisirt worden, und Sprache, Sitten, Gebräuche und

Bauart lassen noch häufig den Ursprung der Bevölkerung erkennen. Vergl. K. Bernhardis Sprachkarte von Deutschland, Basel 1844, S. 131 u. f.

Schwieriger als alles ist das Vorkommen der Pferdeköpfe im Inneren Rußlands zu erklären. Wären dieselben früher in Skandinavien allgemein gewesen, so könnte man an eine Verpflanzung durch die von dort eingewanderten Waräger denken, allein die Waräger in Rußland sind schwerlich in den Bauernstand übergegangen, und das vereinzelte Vorkommen in Skandinavien bedarf selbst der Erklärung. Da nach den einleitenden Bemerkungen nicht an einen Ursprung dieser Sitte in der Zeit vor Trennung der Slaven und Germanen gedacht werden kann, so scheint Pecz schon die richtige Erklärung gefunden zu haben, wenn er bemerkt: „Es darf an eine Notiz von Jacob Grimm (Gesch. d. d. Sprache) erinnert werden, welche sagt, daß die Nordgermanen aus ihrer arischen Heimath wahrscheinlich nordwärts die Wolga heraufgezogen seien und tiefe Spuren auf diesem Wege zurückgelassen hätten.“ Die Pferdeköpfe könnten auch zu diesen Spuren gehören. Erwägt man dabei, daß in verschiedenen Gegenden Rußlands auch schon die verschiedenen Richtungen und nicht nur Pferdeköpfe, sondern auch Hähne vorkommen, so darf man vielleicht so kühn sein, anzunehmen, daß schon zur Zeit des dortigen Aufenthalts die sächsischen Stämme getheilt waren. Man müßte sonst das Giebelzeichen dort aus jener Urzeit ableiten, als die Vorfahren der Germanen und Slaven noch ungetrennt ein Volk ausmachten. Dagegen spricht, wie bereits gesagt ist, daß dasselbe weder allen Germanen noch allen Russen, geschweige allen Slaven gemein ist. Ja die nachgewiesene Verschiedenheit der Giebelzeichen nach den germanischen Stämmen und Völkern weist auf eine Entstehung in der Zeit ihrer Trennung von einander oder nach derselben. Dabei ist wohl zu erwägen, daß, so viel ich habe in Erfahrung bringen können, den Slaven, die mitten unter Germanen sich bis ins vorige Jahrhundert oder gar bis jetzt in ihrer unterscheidenden Eigenthümlichkeit erhalten haben, dies Giebelzeichen fremd zu sein scheint, wenn man nicht die Kassuben ausnehmen will oder muß. (Ueber die Wenden in der Lausitz vergleiche L. Haupt und J. E. Schmaler Volkslieder der Wenden in der Lausitz, Thl. II, Grimma 1843, Taf. II. Im hannoverschen Wendlande sind die Häuser ganz nach sächsischer Art gebaut. Aber auf dem äußersten Ende des bunten, mit Eichenholz verschwenderisch getäfelten Hausgiebels pflegt eine etwas schräg in den Dorfplatz sich neigende einhornartige kurze Stange mit zwei ungewöhnlichen Löchern angebracht zu sein. (Zeitschr. des Architekt. und Ingen Vereins f. d. Königr. Hannover Bd. V. 1859, S. 360). Aus diesem Grunde glaube ich auch nicht, daß in den früher slavischen Gegenden östlich von der Elbe die Pferdeköpfe von den Slaven stammen, sondern von den später eingewanderten Deutschen. Wäre es überhaupt wahrscheinlich, daß die verschiedenen slavischen Völker auch solches und alle dasselbe Giebelzeichen gehabt hätten, so könnte dasselbe auch hier, wie wir von Rußland annehmen, von der vorslavischen germanischen Bevölkerung geblieben sein; wie sich nachweisen läßt, daß sich germanische Religionselemente mit slavischen verschmolzen haben und germanische Sagen, die sich an bestimmte Oertlichkeiten und Denkmäler knüpfen, wie wir z. B. an den Hufeisensteinen nachweisen können, in später slavischen Ländern sich eben so rein erhalten haben, als in Ländern, die stets germanisch geblieben sind. Mit der späteren deutschen Bevölkerung können diese Sagen nicht wohl hingekommen sein, weil sie an Oertlichkeiten haften. In Rußland standen Germanen und Slaven bei ihrer Begegnung einander noch näher als später, weßhalb Eigenthümlichkeiten, deren ursprüngliche Verwandtschaft vielleicht noch einleuchtete, leichter ausgetauscht oder angenommen werden konnten, wie weiter unten bei der mythologischen Erklärung erhellen wird. Das Vorkommen in Skandinavien würde dieselbe Erklärung nicht nur zulassen, sondern bestätigen, indem nach Grimm vor der Völkerwanderung auch dort, wenigstens auf den Inseln, germanische Stämme im engeren Sinn saßen. Dann ist dort, wie in Böhmen, diese Giebelzier Ueberbleibsel der früher deutschen Bevölkerung. Vgl. K. Preuskers Blicke in die vaterl. Vorzeit I. 76, II. 70, III. 62.

Eine größere Schwierigkeit, die angedeutet zu werden verdient, damit sie nicht zum Einwande benutzt werde, liegt in dem Verhältniß dieser Giebelkrönung zu den verschiedenen Bauarten der ältesten Zeit in Europa. Das älteste Haus ist wieder entdeckt in

den Pfahlbauten der Schweizer Seen (Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich Bd. X 1854, Abth. 2, H. 3). Die dort angenommene runde Form hat sich in späteren Beobachtungen bestätigt, nach denen die Häuser aus dicht nebeneinander stehenden Pfählen bestanden, deren Zwischenräume mit Lehm verkleidet waren. Eine Art des Baues, die auch auf dem Lande in Norddeutschland nachgewiesen ist von Lisch (Jahrbücher des Vereins für mecklenb. Geschichte Bd. XIX, S. 1). Aehnliche Muster scheinen auch den in verschiedenen Theilen Europas gefundenen Hausurnen zum Grunde zu liegen, die Lisch zusammengestellt hat (Jahrbücher des Vereins für mecklenb. Geschichte XX, S. 243). Solche Häuser für germanisch zu erklären ist Einfeld (das germanische Haus, im Archiv des hist. Vereins für Niedersachsen 1855, S. 363) durch ein Relief veranlaßt, in dem der Herausgeber (le Comte de Clarac, Musée Royal des Ant. du Louvre, Paris 1830 8. p. 140, N. 349) das Haus eines Daciers erkennt, das von seinem Bewohner gegen einen Römer vertheidigt wird. Mit Recht stellt Herr Einfeld wegen des Costüms in Abrede, daß ein Dacier dargestellt sei. Nur ist unbegreiflich, daß er, obgleich er in dieser Beziehung auf die Antonin's-Säule hinweist, nicht bemerkt, daß dort, also im Kampf gegen die Markomannen, ganz gleiche Häuser in großer Zahl vorkommen. Vgl. Bellori Columna Antoniniana Romae s. a. O. Taf. 10, wo sogar eine ganz ähnliche Scene dargestellt ist, und Taf. 29—31, 47, 58, 64—70. Da ist aber die Frage, ob nicht vielleicht die Markomannen, die ein früher von Celten bewohntes Land einnahmen, auch deren Wohnungen sich angeeignet haben. Dafür spricht wenigstens die Thatsache, daß die Urnen dieser Art, deren Zeit sich bestimmen läßt, der Bronce-Periode, also wahrscheinlich der vorgermanischen Zeit, angehörten, von der man vermuthet, daß damals Celten auch im nördlichen Deutschland wohnten. Von Böhmen, dem Sitz der Markomannen, ist dies gewiß. Für unseren Zweck kommt diese Form, da sie des Giebels also auch jeder Giebelzierde entbehrt, nicht weiter in Betracht, als daß sie gegen den celtischen Ursprung derselben spricht. Daß die Dacier, wie schon Einfeld geltend macht, viereckige Häuser mit Giebeln hatten, zeigt die Columna Trajana (Ed. P. Santi Bartoli tab. 25—25, 32, 39, 84—86), doch finden sich einzelne runde dazwischen, Taf. 92, 94, 111. Die viereckigen Häuser sind theils aus Brettern oder Balken, theils aus Backsteinen erbaut.

Die russischen Häuser und namentlich ein Theil derjenigen, deren Giebel mit Pferdeköpfen oder Hähnen geziert sind, sind sogenannte Blockhäuser, erbaut aus horizontal auf einander lagernden Balken. Gleichartige Häuser finden sich in Norwegen und in der Schweiz. Daß solche Häuser zur Zeit des Kaisers Maximinus (um 236 n. C. G.) in Deutschland gebräuchlich waren, ergibt sich aus Herodianus (VII. 2). Andere russische Häuser zeigen zierliche Holzconstruction, wie bemerkt, ähnlich den zierlichen Holzbauten in der Schweiz und Oberbayern. Da entsteht nun die Frage, wie ist es zu erklären, daß zwei Formen des Holzbaues auf so verschiedener Stufe der Entwickelung beide bei so entfernt verwandten Volksstämmen, wie Russen und Deutsche, neben einander vorkommen, während andere russische wie deutsche Stämme sich einer ganz anderen Bauweise bedienen, nach der das Haus in Zimmer- oder Balkenwerk aufgerichtet ist, die Balken vertical stehen und durch horizontale Balken verbunden werden, so daß Fächer entstehen, weshalb diese Bauweise auch Fachwerk genannt wird. Diese Fächer werden nun in ältester Weise mit Stäben ausgefüllt, diese durch Flechtwerk verbunden und daran von beiden Seiten Lehm geschlagen. Diese noch überall in Norddeutschland gebräuchliche Bauart kommt auch in Rußland (Blasius Reise im Europäischen Rußland Thl. 2, Braunschweig 1844, S. 166) so wie in Schweden vor (Arndt, der Nordische Hausbau und Hausgeist, im Anf.).

Unabhängig von diesen verschiedenen Bauweisen sind die Pferdeköpfe und verwandten Giebelzierden, denn sie kommen so gut am russischen Blockhause als am sächsischen Hause von Fachwerk vor und am künstlichen Holzbau der Schweiz und Oberbayerns. Sie stehen also nicht in gleichem Verhältniß zu Stämmen und Völkern als die verschiedenen Bauweisen, deren Geschichte viel unklarer und darum schwieriger ist, deßhalb aber auch nachdrücklich eine tiefere Forschung fordert, zu der die Veröffentlichung der Thatsachen, wie sie Landau unternommen hat, den Weg bahnen wird. Doch wird man den Blick über Deutschlands Grenzen hinaus richten müssen.

So viel ergibt sich aber im Allgemeinen mit Sicherheit: dieselben Giebelzierden kommen auf Häusern verschiedener Bauweisen und verschiedene Giebelzierden auf Häusern derselben Bauweise vor. Es sind also die Giebelzierden festgehalten, während man die Bauweise änderte.

Mit den Giebelzierden hoffen wir demnach so weit gekommen zu sein, daß die nachgewiesene Verschiedenheit derselben den Völkern und deren Abtheilungen entspricht und also ethnographische Bedeutung hat. Bestätigt wird diese Ansicht durch das Alte Land, wo der Giebelschmuck der Schwäne dem geschichtlich beglaubigten Ursprung der Bewohner aus Belgien entspricht, denn auch dort hat sich derselbe bis auf den heutigen Tag erhalten.

Verwickelter sind die Völkerverhältnisse in Süddeutschland. Das Vorkommen der Pferdeköpfe in der Richtung von Thüringen durch Oberbayern nach Tyrol, Graubündten und dem Berner Oberlande läßt auf die Wanderung oder allmähliche Verbreitung eines und desselben Stammes in dieser Richtung schließen. Das Symbol der Pferdeköpfe macht eine Verwandtschaft mit den Sachsen und die vorwaltende Richtung der Köpfe gegen einander mit den Ostphalen wahrscheinlich, wenn auch nicht nothwendig. Die Verschiedenheit der Sprache und die geographische Entfernung dieser Stämme nöthigt, die Trennung in eine sehr frühe Zeit zu setzen, wofür auch der Unterschied in der Bauart des oberbayerischen und hannoverschen Hauses spricht, was die Uebereinstimmung der ersteren mit der russischen bei Nischney Nowgorod bestätigt, wenn diese letztere wirklich, wie man vermuthen kann, auf so alter Ueberlieferung beruht und deutschen Ursprungs ist. Die nächste Frage ist, welchem Stamme gehören in den genannten Gegenden die Pferdeköpfe an. Da die Hermunduren, an die man zunächst denken möchte, schon zu Tacitus Zeiten sich mehr westlich ausgebreitet hatten, muß man am meisten geneigt sein, an die später südwestlich wandernden Markomannen und Quaden zu denken, mit denen verbunden Longobarden und Gothen die spätern Bajuvaren oder Bayern gebildet haben sollen. (G. Waitz, Deutsche Verf.-Gesch. Bd. II, B. XX). Gegen die Markomannen spricht die nachgewiesene runde Form der Markomannischen Häuser. Es müssen mit ihnen noch andere Stämme in Betracht kommen, wie auch aus den mitten unter den Pferdeköpfen vorkommenden Schwänen (Pelikanen, wie sie jetzt dort heißen) und Blasengeln zu schließen ist; denn da diese Zeichen dem sächsischen Stamme fremd, müssen sie einem entfernter stehenden Stamme angehören. Wir haben gesehen, daß in Belgien und zwar in Nordflandern auch Schwäne vorkommen und neben denselben Sirenen, d. h. Vögel mit Menschengesichtern, die nach der Beschreibung nicht von den bayerischen Blasengeln, die Nr. 24 abgebildet sind, verschieden sein können. Daraus folgt, daß ein Theil derselben Stämme, die nach Bayern gingen, nach Belgien gewandert sein muß. Wissen wir nun einer Seits, daß die Thüringer Nachbarn der Markomannen waren, und anderer Seits, daß dieselben uns im nördlichen Belgien wieder begegnen (G. Waitz, das alte Recht der Salischen Franken, Kiel 1846, S. 48 u. f.), so muß man geneigt sein, die Schwäne und Sirenen von den Thüringern herzuleiten. Nun belehrt uns aber die Ueberschrift der so räthselhaften lex Thuringorum i. e. Anglorum et Varinorum, daß die Thüringer zusammengesetzt sind aus Angeln und Varinen, die auch nach Ptolomäus dieselben Gegenden bewohnten, wo nach den späteren Geschichtsschreibern (seit dem 4. Jahrhundert) die Thüringer auftreten. Und das wird bestätigt durch Andeutungen über die deutschen Einwanderer in England. Sollten nicht die in zwei Gegenden neben einander vorkommenden Giebelzierden, die, wie wir später sehen werden, dieselbe Bedeutung hatten, die Symbole dieser beiden eng verbundenen Völker sein? Für diese Vermuthung scheint zu sprechen, daß der Schwan in der Sage der Angeln eine hervorragende Rolle spielt. Zur Gewißheit würde diese Vermuthung erhoben, wenn sich die Schwäne in Altengland in Gegenden fänden, die von Angeln bevölkert sind, und sich Spuren dieser Giebelkrönung gar in dem alten Sitze der Angeln an der Schlei fänden, die aufzufinden ich bisher vergeblich bemüht gewesen bin; wenn gleich das Fehlen derselben in dieser kleinen Landschaft, die so große Einwirkung erlitten hat sowohl von den Dänen als Sachsen, nicht den Beweis vom Gegentheil liefern kann, zumal da diese nördlichen Angeln wahrscheinlich schon vor den Zeiten des Tacitus, der Cap. 40 nach der neuesten Untersuchung eben diese meint, von den Stammgenossen an der Oberelbe sich getrennt haben müssen. Von welchen

der in Betracht kommenden Völker stammen die in Oberbayern, Tyrol und der Schweiz vorkommenden Pferdeköpfe? Das wird wohl am sichersten einer weiteren Untersuchung vorbehalten. Je wichtiger diese Frage für Deutschlands Urgeschichte, desto wünschenswerther ist es, Zeichnungen dieser Symbole, wo sie immer noch vorkommen, vergleichen zu können, wohin auch die bei Freiberg in Sachsen und Preußisch Minden vorkommenden Störche zu rechnen sein möchten. Es wird für die Geschichts- und Alterthumsforscher nicht einer Aufforderung bedürfen, hierüber Nachforschung anzustellen und dem Verfasser die Ergebnisse mitzutheilen, was durch Hinweisung auf die beigegebenen Abbildungen wesentlich erleichtert wird.

Außer der Wichtigkeit für ethnographische Forschung hat die hier besprochene Giebelkrönung, wenn, wie wohl nicht zu bezweifeln sein wird, mit dem hohen Alterthum ein religiöser Ursprung angenommen werden darf oder erwiesen werden kann, auch als Quelle der Mythologie und Religionsgeschichte eine nicht geringere Bedeutung. Es hängt das Gelingen einer Forschung in dieser Richtung davon ab, ob es möglich ist, einen festen Anhalt zu finden, der den bisherigen Vermuthungen abgeht. Die Erklärungen haben bis jetzt nur das Pferd im Auge gehabt und an das Pferd als das wichtigste Opferthier gedacht, und darin die Neidstange, einen auf einer Stange aufgerichteten Pferdeschädel wiedergefunden, oder in demselben ein nationales Zeichen gesucht, der Celten, Sachsen oder Wenden, oder das Symbol einer Gottheit. Allein heiliges Opferthier war das Pferd überhaupt bei allen arischen Stämmen, als Giebelschmuck findet es sich aber nur bei bestimmten Völkern und deren Theilen, und daneben kommen in gleicher Weise andere Thiere vor, namentlich Schwäne, und selbst phantastische Gestalten. Volkszeichen im weiteren Sinn kann es nicht sein, da es bei keinem größeren Volke in gleicher Art allgemein verbreitet war. Zu kleineren Volkstheilen, die in älterer Zeit besondere Völker bildeten, steht es zwar in unleugbarer Beziehung, aber Wappen sind überhaupt jünger, und haben dieselben auch in älteren Symbolen ihren Ursprung, so ist das Pferd gerade im Hannoverschen Wappen gar späten Ursprungs (von 1361); im Wappen von Engern und Kent, wenn auch das hohe Alter nicht zweifelhaft wäre (Lappenberg,

Engl. Gesch. I, S. 93 Anm.) findet sich doch immer nur ein einzelnes Pferd, wogegen die Zweiheit eher an ein Gespann denken läßt. So bleibt nur der Gedanke an einen bestimmten Gott übrig, der mit der Beziehung auf einen bestimmten Stamm oder ein Volk von kleinerem Umfange zusammenfällt, insofern auf den eigenthümlichen Gott dieses Theils hinzuweisen ist.

Mit Heyse an Donnar zu denken ist unmöglich, da derselbe mit Böcken, nicht mit Pferden, fährt. An die zwölf einzelnen Götterrosse (Simrock d. M. S. 195) kann nicht gedacht werden; wir müssen ein Gespann haben. In der Nordischen Mythologie fahren mit einem Zweigespann von Pferden die Todtengöttin Hel (Simrock S. 352), die Sonne (S. 22) und Freyr (S 279), in der deutschen Sage auch Wodan (S. 254) und eine Göttin, die bald Wode, bald Göde, bald Holle, bald Bertha heißt — wenn wirklich alle diese Namen dieselbe Göttin bezeichnen (S 409 f.). Mit Simrock an Hel zu denken, ist am wenigsten Grund, da man kaum einsieht, weßhalb man ein Memento mori auf die Spitze des Hauses gesetzt habe. An die Sonne könnte man allerdings denken, da sie hoch vom Himmel herabschaut, und dagegen spricht nichts, als daß sie nicht den höheren Gottheiten angehörte, auf deren eine man doch ein so hervortretendes Symbol beziehen möchte. Daher scheint Wodan den nächsten Anspruch zu haben, obgleich Freyr, oder welcher Gott bei den Deutschen ihm entsprach, auch in Betracht kommt, da wir es mit Wohnungen der Landbebauer zu thun haben und Freyr mit Regen und Sonnenschein auch Fruchtbarkeit gibt. Aber wie wäre da zu entscheiden, wenn sich nicht eine Sage fände, die uns Sinn und Bedeutung dieser Pferdeköpfe enthüllte? Die Sage ist der Art, daß ihr eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liegen kann und in Köln, wo sie sich am frühesten nachweisen läßt, zum Grunde zu liegen scheint. Aus Aegidius Gelenius (de admiranda sacra et civili magnitudine Coloniae Col. 1665, L. II, Synt. 36) erzählt Grundmann (Neu eröffnete Geist- und Weltliche Geschichtsschule, Görlitz 1677, K. V. S. 293) die Begebenheit folgendermaßen:

„Aus dem Geschlechte derer von Aducht war Mengosus oder Menginus, dessen Frau Richmodis von Lieskirchen begraben zum

Leben in wunderbarer Weise zurückkehrte. Die Sache wird in der handschriftlichen Chronik der Familie von Lieskirchen folgendermaßen erzählt: Dies ist jene Richmodis, eine Frau, die, durch Zufall nach Köln verschlagen, bei den Nachkommen mehr Bewunderung als Glauben finden sollte. Als im Jahre 1357 in Köln eine Pest wüthete, starben sowohl viele andere in der Stadt, als auch eben diese Richmodis, wie man glaubte, und ward begraben zu den heiligen Aposteln. Der Mann zog seiner Gattin den Ehering nicht ab, sondern ließ ihn seiner Lebensgefährtin als Begleiter und Zeugen der gegenseitigen Liebe. Der Todtengräber, der das gemerkt hatte, ging Nachts schweigend zum Grabe und öffnete dasselbe, um das Gold wegzunehmen. Bei der Bewegung bewegt sie sich, der Todtengräber flieht, die Frau erhebt sich und eilt zum bekannten Hause, welches vom Zeichen der Papagei von Aducht genannt, auf dem Neumarkt liegt. Sie klopft, das Gesinde kommt ans Fenster und fragt wer es sei, woher und durch welchen Zufall er vom Hause weggegangen und in welcher Absicht er in der Nacht ausgegangen sei. Als sie hören, es sei ihre Herrin Richmodis, entfliehen sie. Sie klopft mehr, der Mann wird vom Klopfen geweckt und steht auf, er selbst ruft das Gesinde und befiehlt zu sehen, wer so unzeitig in der Nacht klopfe. Er hört, was geschehen, und sagt: Wer sollte nicht glauben, daß die Unwahrheit erzählt werde? ein gestorbener und begrabener Leichnam mit Erde bedeckt solle erscheinen, leben, hören, reden, klopfen? Es zu untersuchen, wird sicherer sein. Er geht an die Thür oder ans Fenster und ruft die außen Stehende zur Unterredung auf, sie möge eröffnen, was sie wolle, bevor geöffnet werde. Worauf Richmodis, nachdem sie Namen und Geschick gesagt, bittet, er möge die ihm ganz ergebene Seele nicht vor der Thür so lange stehen und vor Kälte umkommen lassen, da sie durch Gottes Gnade gerettet sei. Als diese Stimme zu Menginus Ohren dringt, stößt er schnell den Riegel zurück, öffnet die Thür und nimmt sie frohlockend auf. Es ward noch einmal Hochzeit gefeiert, und sie lebte mehrere Jahre in dieser Ehe, später noch Mutter von drei Kindern. Endlich aber, als das Schicksal sie rief, ward sie demselben Grabe wiedergegeben, das höher von Erde aufgeschüttet noch heute zu sehen ist mit der dort

hinzugefügten Geschichte, aber nur mit dem Namen Richmodis und des Geschlechts, in welches sie übergetreten durch die Heirath. Der Geschlechtsname der Richmodis ist nicht angegeben, aber das Kleid bei den Minoriten mit dem Namen und Geschlecht beider in eingewebtem Gold, Silber und Seide nennt denselben."

Eine poetische Bearbeitung gibt Ziehnert (in Preußens Volkssagen, Leipzig 1840, Bd. 3, S. 215), der aus der Volkssage die Pferde einfügt, in folgenden Strophen:

„So mögen denn zum Zeichen
erst meine Rosse nun
hinauf zum Boden steigen,
statt in dem Stall zu ruh'n!"

„Sagt er. Und Gottes Güte
viel Wunderding vermag,
zu frei'n ein fromm Gemüthe
aus schwerer Pein und Klag':
Herr Mengis hört die Gäule,
wie sie mit schwerem Gang
zum Söller zieh'n in Eile
schon seiner Stub' entlang.

Da greift ihn Furcht und Schauer,
er rennt zu seinem Weib,
die stand an feuchte Mauer
gelehnt den müden Leib.
Er weinte, fleht' und faßte
sie küssend in den Arm,
trug schnell dann die Erblaßte
zum Bette sanft und warm.

Herr Mengis, seine Mägde
und Diener hocherfreut,
ein jeder ihrer pflegte
in Lust und Herzlichkeit.

Da ward von allen Seiten
viel Treu' und Lieb' geübt:
Gott kann zur Freude leiten,
wen er zuvor betrübt.

Auch wird in wenig Tagen
Frau Richmond ganz gesund,
und nach so vielen Klagen
ward jung die Hochzeitsstund'.
Oft schien noch die Geschichte
der Frau und ihrem Mann,
als hätt' sie ein Gesichte
getäuscht in Trug und Wahn.

Auch scholl zu jedem Ohre
alsbald die Wundermähr.
und zu des Hauses Thore
drängt bunt die Menge her.
Und traun! da seh'n die Pferde
vom Söller stumm und starr
hinunter auf die Erde,
und seh'n noch manches Jahr.

Richmondis aber spinnet
still in dem Kämmerlein
und lacht nie mehr und sinnet,
dem Herrn zu Dank zu sein;
sie weihet manche Gabe
Marien und dem Kind,
die selbst im tiefsten Grabe
ihr hold gewesen sind."

Ob der Dichter an die ausgestopften Pferde denkt oder an die in Stein gehauenen, die später ihre Stelle sollten eingenommen haben, ist nicht klar.

Kürzer aber mit demselben Zusatz, auf den es ganz besonders ankommt, wird die Geschichte mitgetheilt in Grotes Kölner Taschen-

buch für altdeutsche Kunst 1816 und daraus in F. Norks Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen (J. Scheible's Kloster Bd. IX, S. 99):

„Richmuth von Adocht's, eines reichen Bürgermeisters zu Köln Ehefrau, wurde begraben. Nachts öffnete der Todtengräber das Grab, um der Leiche die Ringe abzuziehen. Die Frau wand sich aber aus den Grabtüchern los, trat heraus und ging auf ihre Wohnung zu, wo sie den Hausknecht bei Namen rief. Sie erzählte dem Erschrockenen mit wenigen Worten, was ihr widerfahren. Der Diener meldete nun dem Herrn: „Unsere Frau steht unten vor der Thür und will eingelassen sein." „Ach", sagte der Herr, „das ist unmöglich, eher würden meine Schimmel oben auf dem Heuboden stehen!" Kaum hatte er das Wort geredet, so trappelte es auf der Treppe und dem Boden, und sieh, die sechs Schimmel standen oben alle beisammen. Die Frau hatte nicht nachgelassen mit Klopfen; nun glaubte der Bürgermeister, daß sie wirklich da wäre. Mit Freuden wurde ihr aufgethan. Den anderen Tag schauten die Schimmel noch aus dem Bodenloch, und man mußte ein großes Gerüste anlegen, um sie wieder heil und lebendig herabzubringen. Zum Andenken an dieses Wunder hat man Pferde ausgestopft, die aus diesem Hause zum Boden herausgucken."

Dieselbe Sage mit derselben Berufung auf die Unmöglichkeit, daß die Pferde auf den Boden steigen, und mit der Beglaubigung, daß es dennoch geschehen, wird in Dünkirchen erzählt und auch hier hinzugefügt: „Zum Andenken daran ließ er zwei Pferdeköpfe in Stein hauen und diese an der Höhe des Giebels neben den Söllerfenstern einmauern, wo sie noch jetzt zu schauen sind (Wolfs Niederl. Sagen Nr. 536 und daraus bei Nork S. 100).

Diese Gegend hatte einst Sächsische Bevölkerung, wie der größere Theil von Holland, dem auch diese Sage nicht fremd war, wie eine Bearbeitung durch den Dichter Cats (geb. 1577, † 1660) beweist (in der deutschen Uebersetzung von Cats sinnreichen Werken Bd. IV, S. 745) und Wolf bestätigt, der aus Drenthe eine Gestalt derselben mittheilt, die in mehr als einer Beziehung für die Erklärung von Wichtigkeit ist (D. M. und S. Nr. 472, S. 582). Wenn bei Cats die Scheintodte nicht durch

den Todtengräber erweckt wird, sondern durch den Kuß eines früheren Liebhabers, der denselben vermocht, das Grab zu öffnen, und die zum Boden steigenden Schimmel fehlen, so mag das vom Dichter geändert sein. Mit geringen Abweichungen folgt dieser Auffassung Prätorius (Weltbeschreibung oder Anthropodemus, 1666 I, S. 346).

Auffallend ist es, daß sich diese Sage zwischen Rhein und Elbe nicht angesetzt, wo der Hauptsitz der Sächsischen Bevölkerung. Doch mag sie als Märchen ohne bestimmtes Local und ohne bestimmte Personen erzählt sein, wie dies noch vor 50 Jahren in Holstein der Fall war. Da ist sie aber auch an bestimmte Orte geknüpft. In Hamburg haftete sie an einem Hause der kleinen Reichenstraße und an einem Hause der alten Gröningerstraße, jetzt Nr. 30, das vor etwa 20 Jahren von Grund aus neu gebaut ist, an dessen Giebel noch im ersten Decennium des Jahrh. Pferdeköpfe gewesen sein sollen, beim Abbrechen aber indessen nicht mehr vorhanden waren. Es gab früher in Hamburg noch ein drittes Haus, auf welches die Sage bezogen ward. Es lag an der Ecke des Nesses und Brodschrangens und war durch ein Schnitzwerk ausgezeichnet, das ein aus dem Fenster sehendes Einhorn darstellte. Zwar tritt hier an die Stelle der beiden Schimmel ein Einhorn, das die beiden wider den Willen der Eltern zu Schiff gegangenen Söhne mitbringen, und die Mutter stirbt in Folge der falschen Nachricht von deren Tode, aber nicht nur steigt das Einhorn zu Boden, wie sonst die Schimmel, sondern auch Ursache des Wiederauflebens ist wieder die Habgier des Todtengräbers, wo, wie an mehreren Orten, die Laterne des Todtengräbers erwähnt wird, mit deren Hülfe die Frau sich aus dem Grabe und der Kirche findet (Amalie Schoppe, Sagenbibliothek, Neuhaldensleben o. J., Nr. IV). Wenn schon die Mehrheit der Häuser, an welche die Sage geknüpft ist, annehmen läßt, daß dieselbe ursprünglich, wie ein Märchen, ohne bestimmtes Local gewesen, so scheint dafür auch das Vorkommen in Glückstadt, einer ziemlich neuen Stadt, zu sprechen, wo zum Andenken zwei Schimmelköpfe im Hause neben der Treppe gemalt gewesen sein sollen (Müllenhof, Schlesw.-Holst. Sagen, Kiel 1845, Nr. 554, S. 551). Nach einer Mittheilung des Herrn Dr. Bell in London

knüpft sich in Lübeck die Sage an ein Bild in der Marienkirche (nach New Notes and Quiries, Octbr. 26, 1855). Eine davon verschiedene, doch ähnliche Sage theilt Deecke mit in seinen Lübischen Geschichten und Sagen Nr. 159, S. 277, von einer vom Scheintode wieder erwachten Frau, zu deren Andenken der erfreute Ehemann vor seinem Hause in der Wahmstraße einen steinernen Beischlag errichten ließ mit dem Bilde seiner Frau im Leichentuch, wie dies vor wenig Jahren deutlich zu sehen war. Der Pferde wird auch hier nicht erwähnt.

Wenn auch dem Inhalt nach abweichend, gehört doch durch die Berufung auf die Pferde und die Sage, daß ihre Köpfe am Giebel des Hauses in Stein ausgehauen gewesen, auch eine Danziger Sage hierher, nach der ein Rathsherr die Unmöglichkeit, daß die Reformation siegen könne, durch dieselbe Betheuerung von der Unmöglichkeit des Emporsteigens des Schimmels ausgesprochen haben soll (O. J. Karls Danziger Sagen, H. 2, S. 31). Doch ist auch dort die Sage im Verschwinden und bald wird ein Haus in der Jopsgasse (Hiobsgasse), bald in der Langgasse gezeigt, das sonst von einem Schnitzwerk an der Thür Adam und Eva heißt (nach Mittheilung des Herrn Pastor Schnaase daselbst.)

In Magdeburg knüpft sich die Sage in verschiedenen Gestalten, in denen aber immer das Pferd seine Rolle spielt, an zwei Häuser. In ernster Auffassung wird sie erzählt von Nr. 19 des Breiten Weges, welches von dem es unterscheidenden Bilde das weiße Roß heißt, wo die Namen genannt werden und zum Beweise auf ein Gemälde im Dom hingewiesen wird, auf dem die Frau noch die blasse Todtenfarbe zeige, die sie seit jener Begebenheit behalten, gerade wie in Lübeck. Ohne Zweifel hat das Bildniß die Namen zu der Geschichte geliehen (Ganz Magdeburg und seine Umgebung, Magdeb. 1842, S. 13). Eine humoristische Färbung hat die Sage von der Heideckerey in dem Hause Nr. 148 des Breiten Weges, das, wie die Jahreszahl 1593 zeigt, aus der Zeit vor der Zerstörung erhalten ist (Ziehnerts Preußische Volkssagen Bd. I, S. 113).

Auch in Torgau soll die Sage lokal sein nach John Deenton

(Several pleasant treatises p. 285), eine Notiz, die ich Herrn Dr. Bell verdanke. Eine genauere Untersuchung über dieselbe in Dresden giebt Schäfer (Deutsche Städtezeichen Bd. I, Nr. 16, S. 107). Auch da knüpft sie sich an verschiedene Gräber und Häuser und nimmt verschiedene Gestalten an, wo Salmut (Observ. med. Brunsv. 1648, 4, Cent. II, N. 8), Lassenius (Adelige Tischreden, Nürnberg 1651, 12, S. 83), J. Prätorius (I, S. 342) und Grundmann (Neueröffnete Geschichtsschule, Görlitz 1677, K. V. S. 290) als ältere Quellen nachgewiesen werden. Allein es ist nicht einmal sicher, doch auch nicht der Mühe werth, nachzuforschen, ob überall dieselbe Geschichte gemeint sei. In allen diesen Berichten von Dresden fehlen indeß die Pferde. Hier soll die Frau, nachdem sie wieder erstanden, noch 7 Kinder geboren haben, sonst werden gewöhnlich nur 3 angegeben. In Schweinfurt dagegen, wo die Sage an einem Leichenstein haftet, auf dem eine Mutter mit einem Kinde abgebildet, wird nur eins genannt (A. Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande, München 1852, S. 217). Dem Bilde gemäß, an dem sich die Sage erhalten, gestaltet sich dieselbe in Memmingen, wo an einem der ersten Häuser, wenn man von Augsburg kommt, ein in einer Wiege liegendes Pferd abgemalt ist. Endlich begegnet uns die Sage auch in Nürnberg, wo ein Haus in einer Gasse Namens die verfluchte Jungfer früher an den Laden zwei gemalte Pferdeköpfe zeigte zur Erinnerung an dieselbe Begebenheit (Panzer, Bayerische Sagen, München 1855, Bd. II, S. 460).

Knüpft sich die Sage überall nur an städtische Häuser, so ist zu bemerken, daß diese Giebelzierde der Pferdeköpfe ohne Zweifel bei Anlage der Städte vom Lande hereingenommen und, indem sie bei veränderter Bauart in den Städten meistens verschwand, von Einzelnen, die am Alten hingen, durch Malerei oder Nachbildung in Stein ersetzt wurde. Daß die städtische Bauart in Norddeutschland aus dem sächsischen Bauerhause hervorging, dafür spricht erstlich, daß noch jetzt, wo nicht der Steinbau mit Treppengiebeln durchgedrungen ist, der einfache spitze Brettergiebel die verbreitetste ältere Bauart ist, besonders in kleineren Städten und Flecken; zweitens aber lassen die älteren Häuser Hamburgs und Lübecks in

ihren hohen Dielen und der ursprünglich freien Lage des Heerdes an denselben auch noch die ursprüngliche Uebereinstimmung im Inneren erkennen. Ferner sind Häuser und Scheunen mit Strohdach und Pferdeköpfen oder wenigstens den davon nachgebliebenen Gabeln nicht nur in dereinstigen Städten, die zu Dörfern herabgesunken sind, wie Grömitz im östlichen Holstein, sondern auch in Flecken, die sonst ein ganz städtisches Ansehen gewonnen haben, wie Preetz, noch jetzt vorhanden. Endlich fehlt es auch nicht an bestimmten Zeugnissen von der Veränderung der ländlichen Bauart in den Städten. Meistens ist dieselbe wohl allmählich vor sich gegangen und daher unbemerkt geblieben, wie dies in manchen Flecken Holsteins unter unseren Augen erst in diesem Jahrhundert geschehen ist. Nur wo ein außerordentliches Ereigniß eine plötzliche Veränderung hervorbrachte, wurde es in den Chroniken bemerkt. So meldet die Fortsetzung des Helmold (in Grautoffs Lübischen Chroniken S. 439), daß Lübeck, als es im Jahre 1251 abbrannte, Häuser hatte, die in der Art unserer ältesten Bauerhäuser und Scheunen aus Fachwerk zusammengebaut waren, das nicht mit Ziegelsteinen, sondern Flechtwerk und angeschlagenem Lehm (Lehmstaken) ausgefüllt war, und daß nach dem Brande der Steinbau gesetzlich geboten sei. Und im Auszug von Reimar Kock heißt es eben da S. 439 von Wismars Brande im Jahre 1266 bestimmter: „Von der tidt wart de Wismar von Steenen gebuvet, wente beth hertho was ydt also eine Landstadt mit lehmende Husen und Strodaken gedeckt".

Wenn sich nun bei uns die Sage oder das Märchen auf dem Lande an kein Haus knüpfen konnte, so lange alle Häuser dieselbe Krönung trugen, beim Verschwinden derselben aber schon selbst verschwunden war oder sich als Sage localisirt hatte, so beweist die Gestalt der Sage in Holland den ursprünglichen Zusammenhang mit ländlichen Gebäuden. Wolf (Deutsche Sagen und Märchen Nr. 472, S. 582) berichtet:

„Zu Havelte (in der Provinz Drenthe in Holland) lebte vor Zeiten ein Mann, der seine Frau trotzdem, daß sie ihm mit herzlicher Liebe zugethan war, doch tagtäglich mißhandelte. Sie unterlag denn endlich; da kam der Mann wohl zur Reue, doch es war zu spät. Eines Nachts lag er nachdenkend im Bette, als es

plötzlich laut an seine Thür klopfte. Er frug, wer da sei, und bekam zur Antwort: „Ich bin es, deine Frau." Da sprach er: „Das glaube ich so wenig, als auch, daß die Pferde von selbst durch die Bauden (Scheunenthüren) gehen." Kaum aber hatte er das Wort gesprochen, so hörte er die Pferde den Stall verlassen und durch die Scheunenthüren heraustrappeln. Da stand er auf, öffnete und es war seine Frau lebenden und gesunden Leibes. Noch lange Jahre lebten beide glücklich und vergnügt zusammen, und die Frau spann während der Zeit an einem Bündel Flachs, welches man noch heute in der Kirche von Havelte bewahrt."

Bemerkenswerth ist dabei, daß in Holland noch jetzt Pferde an die Stall- und Hausthüren gemalt werden, ferner, daß die Frau, wie in Köln, spinnt, was an die Sagen von Bertha und Holle erinnert.

Daß aber in Holland einst auch der Giebel in gleicher Weise gekrönt gewesen, beweist die unzweifelhaft verwandte Sage Nr. 405, S. 525, nach mündlicher Ueberlieferung:

„Im Norden von Zwevezeele im sogenannten Freien zeigt man neben dem Pachthofe noch eine Stelle, wo sich Folgendes zugetragen hat. Eines Morgens fand man die Pferde der Meierei oben in dem Heuschober und sie schauten mit den Köpfen durch die Dachfenster. Als die Leute ihnen nahen wollten, sprangen sie aus den Fenstern und stürzten todt auf die Erde hin. Eine Hexe im Dorf hatte es ihnen angethan." Hier ist deutlich darauf hingewiesen, daß unter dem Dachfenster ursprünglich die unter den Pferdeköpfen befindliche Oeffnung (Uhlenloch) zu verstehen sei, die eben zur Erhellung des Bodens dient. Aber hier ist auch ein sonst nicht wiederkehrendes Element der Sage, daß die Pferde herabspringen und sterben.

Wenn die Sage einzeln auch anderswo auftaucht, namentlich wie Herr Dr. Bell mir mittheilt (nach Beckford Italy, Vol. I, p. 259) in Florenz, so ist es ja an sich nicht unmöglich, daß wirklich eine Scheintodte zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten unter ähnlichen Verhältnissen ins Leben zurückgekehrt sei. Niemand aber wird glauben, daß es so oft und an so verschiedenen Orten, ja mehrmals in derselben Stadt und in derselben Straße geschehen

sei. Jedenfalls kann es nicht zufällig sein, daß die Sage gleiche Verbreitung hat mit den Pferdeköpfen, d. h. von Dünkirchen bis Danzig und von der Ostsee bis zu den Alpen.

Wenn nun das nachgewiesene Verhältniß der Stadthäuser zu Bauerhäusern und die gleiche Verbreitung der Pferdeköpfe und der Sage uns berechtigt, den Schlüssel zur Erklärung der Giebelkrönung in der Sage zu suchen, so wird derselbe mit dem Sinn der Sage gefunden sein. Um diesen zu entdecken, müssen wir den Mythus kennen, aus dem wir nach Analogie so vieler Sagen und Märchen annehmen, daß sie hervorgegangen sei. Uebersehen wir nun die nordische Mythologie, so entdecken wir in dem schönen Mythos von Freyrs Werbung um Gerda eine Ueberlieferung, deren Aehnlichkeit mit unserer Sage um so mehr einleuchten wird, je tiefer wir in den Sinn eindringen. Der Mythos findet sich in der älteren Edda, Abschnitt 4, unter der Ueberschrift Skirnirsfahrt (in Simrocks Uebersetzung S. 27 und 347), wovon die jüngere Edda in Gylfis Verblendung (Kap. 37, in der Uebers. S. 265) einen Auszug gibt. Es erzählt der Mythos:

Freyr bestieg Odhins Hochsitz und sah auf alle Welten. Im Norden sah er ein großes und schönes Haus und ein Mädchen, das zu diesem Hause ging. Von ihren Händen leuchteten Luft und Wasser, und alle Welten strahlten von ihr wieder. Und seine Vermessenheit, sich an diese heilige Stätte zu setzen, rächte sich so, daß er harmvoll wegging. Er mochte weder schlafen noch trinken, und Niemand wagte es, das Wort an ihn zu richten. Auf seines Vaters Niördr Zureden, fragte sein Diener Skirnir ihn, warum er so finster sei. Freyr antwortete, daß der Anblick eines schönen Weibes die Ursache seines Harms sei, und forderte ihn auf, um dasselbe für ihn zu werben. Skirnir unternahm die Werbung und erhielt dazu Freyrs 11 goldene Aepfel und Ring sowie sein Roß, um sicher durch die qualmende Flamme zu fahren, die Gerdas Wohnung umgab, und sein Schwert, um die Reifriesen zu bezwingen, denn das schöne Mädchen war des Riesen Gymir und der Örboda Tochter Gerda. Er gelangte glücklich durch die Hunde, die das Gehege des Hauses bewachten, und durch die Flammen, die das Haus umgaben. Er bot ihr Freyrs 11 goldene Aepfel

und den Ring Draupnir, von dem in jeder neunten Nacht acht andere träufeln. Aber weder diese Geschenke noch die Drohung mit dem Schwert vermochten sie zur Einwilligung, zumal da Freyr ihren Bruder Beli erschlagen hatte. Und erst als er sie mit allen Qualen der Ehelosigkeit bedroht, gibt sie nach und verspricht, nach 9 Nächten im grünen Walde Barri sich ihm zu vermählen.

Gegen den Vorwurf einer willkürlichen Deutung wird uns die unveränderte Annahme von Simrocks Ansicht (in den Anmerkungen zur Edda S. 347 und in der D. M. S. 70 u. f.) schützen; (vergl. W. Menzel, die Sonnenwende im Altdeutschen Volksglauben in Pfeiffer Germ. II, S. 228 u. f., bes. S. 237). Freyr ist der Gott des Himmels, der Regen und Sonnenschein und mit ihnen Fruchtbarkeit und Reichthum verleiht. Gerda ist die Erde, die im Winter vom Nordlicht strahlt, aber durch Schnee und Eis als Riesentochter, wie in der Unterwelt, gefangen ist. Die Lohe, welche ihr Haus umgibt, ist eine Erinnerung an den Scheiterhaufen, auf dem sie als Leiche verbrannt zu denken ist, weßhalb wir sie uns wie im Grabe befindlich vorzustellen haben. Skirnir ist die Heiterkeit des Himmels, Freyrs Schwert der Sonnenstrahl, der die Schneedecke schmilzt, wenn mit dem Frühlinge die Heiterkeit des Himmels wiederkehrt, das Roß die Regenwolke, welche die Erde mit neuem Pflanzenschmuck bedeckt und so gleichsam neu belebt. Die 11 Aepfel und der Ring sind Symbole der Monate (indem der laufende nicht mitgezählt zu sein scheint), Wochen und des Jahres, nach dessen Ablauf der Frühling wiederkehrt, bei dessen Wiederkehr die Erde von den Banden des Winters befreit wird, daß sie sich neu geschmückt im grünenden Haine dem Himmelsgott vermählen kann. Es ist schon von Simrock bemerkt, daß Skirnir ursprünglich nicht von Freyr verschieden, indem dieser in einer anderen und älteren Gestalt des Mythos sich selbst bewarb; so mochte er da auch zur Braut oder vom Tode wiedererstandenen Gattin mit seinem Zwiegespann fahren.

Vergleichen wir nun die Sage von der scheintodten Frau, so muß der deutsche Mythos nicht als erste Bewerbung, sondern als ein Wiedergewinnen der durch den Tod verlorenen Gattin dargestellt sein, was auch vor Aufstellung dieser Vergleichung im nordischen

Mythos gefunden war. Roß und Ring kommen in beiden Mythen vor. Im deutschen ein Zwiegespann, das hoch vom Himmel schaut, wenn im Frühling die Sonne sich höher und höher hebt und die lichten Wolken hoch am Himmel einherziehen. Es sind die eigenen Rosse des Ehemanns, die vom Himmel herabschauen, indem der Mythos in seiner Urgestalt ihn wahrscheinlich seinen Wagen verlassen und zur Erde herabsteigen ließ. Der deutsche Mythos, da er den Frühling als Wiedervermählung darstellt, mußte auch den vorhergegangenen Tod hereinziehen, der das Absterben der Erde im Spätherbst bedeutet. So ergibt sich folgende Erklärung, die zugleich die ursprüngliche Gestalt des Mythos wird ahnen lassen.

Der reiche Kaufmann, Bürgermeister oder wie er sonst genannt wird, ist an die Stelle des Himmelsgottes Freyr getreten. Seine Frau, die der Gerda entspricht, ist die Erde. Die reichen Geschenke sind die Bäume und Pflanzen und die Früchte, die der Himmel im Sommer gewährt. Der Tod der Frau ist Eintritt des Winters. In der ursprünglichen Gestalt des Mythos mag sie lange oder unbestimmte Zeit im Grabe gelegen haben. Um die Möglichkeit des Wiedererwachens zu gewinnen, ward nach der Natur und wirklichen Vorgängen die Zeit abgekürzt. Die Pferde stürzen todt nieder, wenn der ganze Wolkenhimmel im Herbst sich auf die Erde senkt. Der Ring als Veranlassung der Erweckung ist das Jahr, das abgelaufen im Frühling die Erde wieder erwachen läßt. Der Todtengräber ist der Winter, der die Erde in Schnee (dem weißen Todtenhemde) begräbt und, wenn es wieder heller wird (Laterne), die Keime wieder weckt.

Die Frau erwacht wieder, wenn die Schimmel aus der Bodenlucke gucken, d. h. wenn schneeweiße Wolken hoch am Himmel stehen, beleuchtet von der nun hochstehenden Sonne (vergl. Mannhardt, die Götterwelt der Deutschen und Nordischen Völker, S. 17 u. f.). Dies ist fast überall in der Sage gleichsam die Bedingung der Rückkehr der Frau. Die Wiedervereinigung wird als neues Hochzeitsfest begangen, worauf sich wahrscheinlich die Umfahrt von Freyrs Bild auf einem Wagen, von seinem weißen Zwiegespann gezogen, mit der Priesterin bezog. Die Erdgöttin bringt nun aufs neue die Vegetation hervor — hat wieder Kinder, wie die Sage

berichtet, und lebt mit ihrem Gemahl wieder in Freuden. Sie spinnt wieder, d. h. der Sommerregen erscheint wie Fäden und Gespinnst und die Oberfläche der Erde wie ein schön gewebtes und gesticktes Gewand. Daher spinnt die Himmelsgöttin, es webt und stickt die Erdgöttin, doch werden beide oft verwechselt und verschmolzen wie in den Sagen von Bertha und Holle.

Die Pferde am Giebel sind also Symbol des Himmelsgottes, der im Frühling in den weißen von der Sonne beleuchteten Wolken am Himmel daherfahrend gedacht wird, sie weisen daher zugleich auf Wolken und Sonne hin. Er erweckt die Erde vom Todesschlummer und vermählt sich ihr, worauf sie das Pflanzenreich hervorgehen läßt, als Frucht dieser Ehe. Diese Deutung bestätigen die in unserer Gegend mit den Pferdeköpfen verbundenen Symbole: das Rad, Symbol der Sonne (Grimm D. M. S. 578; A. Kuhn, Sagen aus Westph. II, S. 137), die Pflanze, Symbol der Erde, und der Hahn, Symbol des Lichts, wie weiter unten einleuchten wird. Ist man auch geneigt, anzunehmen, daß die blattartigen Ornamente, welche statt der Pferdeköpfe in der Altmark, im westlichen Mecklenburg und bei Danzig vorkommen, aus Entstellung der Pferdeköpfe entstanden sind, so muß doch auf die Möglichkeit hingewiesen werden, daß sie ihren Ursprung haben in dem Pflanzenornament, das sich in Hamburgs und Harburgs Umgebung unter den Pferdeköpfen findet. Vergl. Abbildungen Nr 6b, 8, 9, 10 u. 12.

Daß die Pferde, deren Köpfe die Giebel der Bauerhäuser so weit und breit krönen, dem Freyr oder dem ihm entsprechenden deutschen Gott geweiht waren, dafür spricht außer diesem für unsere Mythologie wiedergewonnenen Mythos noch ein zweiter Grund. Wir wissen, daß das Pferd bei den alten Deutschen nicht bloß das heiligste Opferthier war, sondern auch, daß weiße Pferde zum Zweck der Weissagung in heiligen Hainen gehalten wurden. Und die Sage spricht immer von Schimmeln. Darüber berichtet schon Tacitus (Germ. 10): „Jene allgemeine Weise, Geschrei und Flug der Vögel über den Willen der Götter und die Zukunft zu befragen, ist auch in Deutschland bekannt; eine Eigenthümlichkeit des Volkes ist, weissagende und mahnende Zeichen auch von Pferden zu entnehmen. Von Gemeinde wegen werden diese in eben jenen heiligen Wäldern und Hainen gehalten, schneeweiß und nie berührt von irdischer Arbeit. Wenn sie den heiligen Wagen ziehen, begleitet sie der Priester mit dem Könige oder dem Fürsten der Gemeinde, um ihr Wiehern und Schnauben zu beobachten. Und keine Art der Weissagung findet größeren Glauben, nicht allein beim Volk, sondern bei den Vornehmen und Priestern. Sich nämlich halten sie für Diener der Götter, jene für kundig des Götterraths.“ Das Wesentliche dieses Taciteischen Berichtes wiederholt Ruodolph (in seiner Translatio Alexandri, Mon. Germ. tom. II, p. 674) im Jahr 863, wie man annehmen muß, aus eigener Anschauung, von den Sachsen und aus ihm Adam v. Bremen (Gesta Hamab. Eccles. I, c. 8). So ließ bei den Ostgothen noch der König Athanarich († 382) das Bild eines Gottes auf einem von heiligen Pferden gezogenen Wagen umherfahren (Sozomenos Hist. Eccles. VI, 37). Solche Umzüge kommen auch in Schweden vor, und da hören wir, daß es Freyrs Bild war, das an seinem Frühlingsfeste die Umfahrt hielt, wobei das Volk ihm entgegenströmte und opferte. Bekanntlich sollen die Angelsachsen, als sie (449 n. Chr.) England eroberten, unter zwei Führern Hengst und Horsa hinübergezogen sein. Die Namen Hengst und Stute sind allerdings so auffallend, daß sie wohl Zweifel erregen können, ob nicht vielleicht die heiligen Pferde gemeint sind, die ihren Zug geführt haben, wie Lappenberg andeutet (Engl. Geschichte I, 93). Dazu kommt, daß alle ihre Vorfahren, an deren Spitze Wodan steht, mythisch sind und sie selbst durchaus der Sage angehören. Vergl. San Marte, Beiträge zur britanischen, celtischen, germanischen Heldensage; Bibliothek d. deutsch. Nationalliteratur Abth. II, Bd. 3. Daß es aber auch Freyr ist, dem die weissagenden Pferde heilig sind, lernen wir auch aus der Sage von der Zerstörung seines Bildes in Drontheim durch Olav Trygwason.

Es muß demnach auch bei den Sachsen und den übrigen Völkern, welche ihm die Krönung ihrer Häuser weihten, ein dem Freyr entsprechender Gott verehrt sein. Die deutsche Form dieses Namens selbst, Fro, kommt so wenig vor, daß derselbe wenigstens nicht gewöhnlich gewesen sein kann. Freyr gehört in der nordischen Mythologie zu den Vanen, die in einem gewissen Gegensatz zu den

Asen stehen. Es ist allgemein anerkannt, daß Tyr unter den Asen fast dieselbe Bedeutung gehabt habe, wie Freyr unter den Vanen und durch dessen Aufnahme unter die Asen zurückgedrängt sei. Sind die Vanen von einem anderen Volksstamme aufgenommene Götter oder innerhalb desselben Volksstammes von verwandten Asen abgelöst, jedenfalls muß Tyr seine Mythologie großentheils entweder an Freyr abgegeben haben, oder beide ursprünglich verwandte Mythen sind mit einander verschmolzen, von Freyr ausgebildet, von Tyr vergessen. Da nun weder Wodan noch Donnar der Deutschen dem Freyr entsprochen haben kann, muß es der dritte Hauptgott Zio gewesen sein, der nach Wort und Bedeutung dem Tyr gleich ist. In Niederdeutschland muß sein Name nach der sprachlichen Analogie Tiu gelautet haben, ist aber früh allgemein in Diu abgeschwächt und lautet in Zusammensetzungen gewöhnlich Dies, welche Form einer weiteren Untersuchung bedarf, um zu bestimmen, ob das s der Wurzel oder der Genitivform angehört. Sie erscheint auch im Namen des dritten Wochentags, der zwar gewöhnlich und schon früh Dinstag heißt, Niederdeutsch Dingstag, weil an ihm Gericht (Ding) gehalten ward. Die Vertauschung des Namens mußte um so leichter eintreten, wenn, wie wahrscheinlich, Zio auch den Gerichten vorstand. Aber nicht nur ist der Name in doppelter Form Ties- und Diestag in Westphalen im Munde des Volkes noch erhalten, sondern im Holländischen ist noch jetzt Dissenstag gewöhnlich. Eine große Zahl von Ortsnamen scheint dieser Wurzel zu entstammen und weist auf eben so viele Sitze der Verehrung dieses Gottes hin. Schon dem 8. Jahrhundert gehört der Name Dispargum an im Belgischen Thüringen bei den fränkischen Annalisten (Sigebert Mon. hist. Germ. ed. Pertz VI, p. 307 u. 308; Gregorius Tur. H. Fr. II, 9), wahrscheinlich einerlei mit Duisburg in Brabant; dazu kommen der gleichnamige Ort am Rhein, ferner Disburg im Thüringer Walde in der Grafschaft Henneberg, Deesberg bei Rehme, Desenberg oder Diesenberg bei Paderborn, Desenberg an der Diemel, Diedorf im Fuldaischen, Diesdorf bei Salzwedel und bei Magdeburg, Dießheim bei Crefeld, Diesenthal bei Regensburg und zahlreiche andere Namen. Förstemann vertheilt die von ihm aufgeführten Namen unter die Wurzeln

Dis (weise), Thiu (Slave) und Thiuda (Volk). Mag mit Rücksicht auf Zeit und Dialekt die ältere Form beweisen, daß der eine oder andere dieser Namen einem dieser drei Stämme angehöre, von denen aber die beiden ersten nicht einmal hinreichend beglaubigt sind, es werden die meisten dem Stamme Zio angehören, an den wahrscheinlich noch manches Andere abzugeben ist. Jedenfalls bedürfen diese Namen einer tieferen Untersuchung, als ihnen bisher zu Theil geworden ist (vergl. Grimm D. M. S. 177 u. 1209).

Muß nun dieser Gott der Hauptgott der Sachsen gewesen sein, so sollte man denken, daß er auch von den Chronisten genannt würde. Die fränkischen und sächsischen Chronisten, welche die Besiegung und Bekehrung der Sachsen beschreiben, nennen denselben Irmensul (Annales Einhardi a. 772, Monum. I, p. 151). Der Name soll All- oder Weltsäule bedeuten, was eine ganz angemessene Bezeichnung für die Bildsäule des Himmelsgottes ist. Die Hauptfeste, wo auch dieser Gott verehrt ward, hieß Erisburg, was Lateinisch Martis Mons übersetzt ward. Der Dinstag aber hieß in Süddeutschland Eristag; derselbe Gott hatte also auch den Beinamen Eri, Eor, und bekanntlich heißt der Dinstag Lateinisch Dies Martis. Demnach scheint Erisburg von diesem Namen desselben Gottes Irmensul benannt zu sein, und Tiu oder Diu ist kein anderer als Irmensul und zwar als einer und derselbe zugleich, Himmels-, Gerichts- und Kriegsgott, wie Tyr auch wenigstens das erste und letzte und auch beide Schwertgötter sind. (Vgl. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion S. 265 u. f.). Als Schwertgott wird der in der ältesten Abschwörungsformel neben Wodan und Donnar genannte Saxnot (d. h. Schwertgenosse) kein anderer sein. Grimm hat diesen ganzen Zusammenhang schon bestimmt genug ausgesprochen (D. M. S. 182, 196 und 1209). Dieser dritte der drei obersten Götter der Deutschen, zunächst der Sachsen, der die Eigenthümlichkeiten der nordischen Götter Tyr und Freyr in sich vereinigte, scheint, wenn nicht Nationalgott der Sachsen, wenigstens doch Hauptgott der Gemeinfreien oder Bauern gewesen zu sein, also der Hauptmasse des Volks. Doch ist ersteres wahrscheinlich. Auffallen muß es nun, daß während im übrigen Deutschland Ortsnamen dieses Stammes häufig

sind, uns in Holstein kein einziger begegnet. Erwägen wir aber, daß Beinamen wie Saxnot und Irmensul häufiger vorkommen als der Hauptname, so mag auch in Holstein ein anderer Name gewöhnlich gewesen sein. Von der Art ist z. B. die Silbe Harm oder Harms, Harmen = Hermen = Irmin, das in mehreren Zusammensetzungen vorkommt, wie Harmsdorf und Harmswörden, das früher Harmenwörden hieß. Harmen oder Harm aber ist Irmin. Vergl. W. Müller, altd. Rel. S. 295; A. Kuhn, Sagen v. Westph. II, 15. Daß dagegen in Jütland nnd Schleswig Namen jenes Stammes (hier in der Form Tis) häufig sind, hat schon Grimm nachgewiesen (D. M. S. 180). Damit zu vergleichen, sind der Name Hermsdorf, der in den Marken häufig ist, und Hermannsburg im Hanoverschen, Lippeschen und Pyrmontschen, wofür auch Harminsburg vorkommt. Doch die mythologisch-sprachlichen Erörterungen, zu denen diese Combination Anlaß bietet, würden hier zu weit führen und werden besser Männern empfohlen, die auf diesem Felde mehr zu Hause sind, als der Verfasser, der vielleicht gar sehr der Nachsicht bedarf, daß er sich auf einen ihm nicht heimischen Boden gewagt hat.

Unserem Zwecke scheint das Gegebene zu genügen. Es wird, hoffen wir, als wahrscheinlich anerkannt werden, daß die Giebel der Bauerhäuser mit Pferdeköpfen zu schmücken ein Gebrauch ist, der aus dem Heidenthum stammt, das in denselben den Himmelsgott (Zio = Tiu = Dies) ehren und dessen Segen in Regen und Sonnenschein herabziehen sollte. Daher noch jetzt der sehr verbreitete Glaube, der unzweifelhaft so viel zu Erhaltung des Gebrauches beigetragen hat, daß die Pferdeköpfe Segen bringen. Wenn bei der Richtung auswärts an die Abwehr des Unheils gedacht ward, wie es hie und da in Holstein der Fall sein soll, so mischt sich ohne Zweifel die Vorstellung der Neidstange ein.

Nächst den Pferden kommt für die mythologische Deutung der besprochenen Giebelkrönung der Hahn am meisten in Betracht, der nicht nur verdoppelt oder mit seiner Henne, die ihm gegenübersteht, die Stelle der Pferdeköpfe einnimmt, sondern in anderen Gegenden auch zwischen ihnen auf einer eisernen Stange emporragt, die auf

alten Häusern, namentlich im mittleren Holstein in der Umgegend von Neumünster, durch reiches Laubwerk geziert einem Baume gleicht. So allgemein die mythologische Bedeutung des Hahns anerkannt, ist dieselbe doch wohl noch nicht genügend erklärt. J. W. Wolf (Beiträge zur deutschen Mythologie 1857, II, S. 439) wird besonders durch die Redensart „Einen Roth-Hahn aufs Dach setzen" für „ein Haus anzünden" veranlaßt, ihn für ein Symbol des Donnar zu erklären. Und diese Erklärung wird bestätigt durch F. L. W. Schwartz (Ursprung der Mythologie, Berlin 1860, S. 205 u. f.), der in sehr scharfsinniger Weise den Hahn Widofnir in dem dunkeln Fiölsvinnsmal (Simrocks Edda S. 73), der einmal golden und dann wieder schwarz heißt, als das Gewitter erkennt. Allein nicht immer, ja in den wenigsten Fällen kann dieser Hahn Donnars gemeint sein. Schon Grimm hat darauf hingewiesen, daß dreierlei Hähne unterschieden werden (D. M. S. 635), ein rother, ein weißer und ein schwarzer. Ist unter dem rothen auch zunächst Donnars Hahn verstanden und ist der schwarze, der in zahlreichen deutsche Sagen und Märchen, bei versunkenen Schlössern in Bergen und Brunnen kräht (Panzer, Bayerische Sagen II, S 140, 256, 286 und 309) der Hahn der Hel oder der Unterwelt, so wird doch der Unterschied nicht immer scharf genug durch die Farbe bezeichnet, namentlich wird der weiße auch häufig gelb und golden und selbst roth genannt, wie der schwarze auch roth heißt, so daß die Bedeutung oft nur aus dem Zusammenhange erhellt. Wie der schwarze dunkele der Unterwelt, so gehört der helle lichte goldene dem Himmel an, ein Gegensatz, der schon in der Voluspa Str. 34 und 35 stark betont hervortritt:

Vor ihm (Egdir) sang
Im Vogelwalde
Der hochrothe Hahn
Der Fialar heißt.
Den Göttern gellend
Sang der mit dem Goldkamm,
Weckte die Helden
Beim Heervater.

Unter der Erde
Singt ein andrer
Der schwarzrothe Hahn
In den Sälen Hels.

Derselbe Gegensatz tritt auch in zahlreichen Teufelsmärchen ebenso klar hervor. Wenn den Teufel Hahnenfeder und Hahnenfuß kenntlich machen, kann nur der schwarze Hahn gemeint sein. Dagegen ist es der weiße Hahn, der Vogel des Lichts, bei dessen Krähen der Teufel und alle bösen Geister entweichen. Daher werden schwarze Hähne dem Teufel geopfert und bewachen unterirdische Schätze (Grimm D. M. S. 929; Müllenhof, Schlesw.-Holst. Sagen S. 203; Nork, Mythologie der Volksf. S. 379). Der weiße Hahn aber muß es sein, dessen Krähen Städte, Schlösser oder Schätze hervorruft oder Rettung bringt und den Teufel verscheucht (Panzer II, S. 23, 60, 147, 417; Preuskers Blicke in d. v. V. I. S. 178 f., III. 127).

Nur der Vogel des lichten Himmels kann es sein, der als vergoldeter Wetterhahn auf der Giebelspitze der Bauerhäuser den eisernen Baum krönt. Bezeugen auch keine geschriebenen Urkunden sein hohes Alter, dasselbe scheint genügend beurkundet durch das Vorkommen in so verschiedenen Gegenden, wie in Holstein, an der Weser, bei Minden und in Thüringen, sogar in Rußland, wenn auch nicht auf, doch neben den Häusern mit ähnlicher Giebelzierde wie Nr. 22 zeigt. Die baumartige Verzierung der Wetterstange scheint keineswegs zufällig oder willkürlich, denn nicht nur in der Edda, sondern auch bei verschiedenen Volksfesten erscheint er auf einem Baum, wie auf den Maibäumen (Montanus, die deutschen Volksfeste rc., Iserlohn 1854—58, II, S. 175; Kuhn, Sagen rc. aus Westphalen, Leipzig 1858, II, S. 181). Es ist der Vogel des Himmelsgottes, der im Weltenbaum sitzt. Und früh hat das Christenthum dies Symbol angenommen. Schon die erste Erwähnung des Hahns als eines christlichen Symbols verbindet die dem Heidenthum entstammenden Vorstellungen mit der Hinweisung auf den Hahn, der in Petrus das Bewußtsein seiner Verleugnung wach rief. Der christliche Dichter Prudentius, geb. 348 in Spanien, dessen Gedichte aus seinen letzten Lebensjahren nach 400 stammen, sagt in seinem Hymnus auf das Hahnenkrähen (nach Fr. Jacobs Uebersetzung im Lübecker Programm v. J. 1846, S. 1, 4, 9, 10, 13, 14):

„Der Hahn, des Tags Verkündiger,
Kräht schon dem nahen Licht voran;
Uns aber aus der Seele Schlaf
Erweckt zum Leben Christus auf.

Des Vogels Ruf, der unterm Dach
Des Hauses selber laut erschallt,
Kurz eh' das Licht der Sonne blitzt
Stellt bildlich unsern Richter dar.

Die Teufel, sagt man, schweifen froh
Der Finsterniß der Nacht umher,
Doch von dem Hahnenruf erschreckt
Zerstieben sie in scheuer Flucht.

Was dieses Hahns Bedeutung sei,
Wies Petro unser Heiland nach,
Der: Eh' der Hahn noch dreimal kräht,
Wirst du den Herrn verleugnen, sprach.

Denn früher ist die Sünde da,
Eh' noch des Herolds Morgenruf
Das junge Licht dem Menschen bringt,
Und unsrer Sünd' ein Ende macht."

Wie früh der Hahn die Spitze des Kirchthurms eingenommen habe, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. In Deutschland kommt er schon im 10. Jahrhundert, in Frankreich beim Beginn des 12. Jahrhunderts vor (Grimm D. M. S. 635; vgl. Nork M. der Volksf. S. 16).

Der Hahn ist mithin nicht blos Symbol der Wachsamkeit, das mag er erst im christlichen Sinne geworden sein, sondern vor allem des Lichts und daher des Heils und Segens überhaupt. Er

ist ferner ein prophetischer Vogel, der nicht blos durch sein Drehen als Windflügel die Aenderung des Windes, sondern auch durch sein Krähen das Wetter vorhersagt. Auch in dieser Beziehung paßt er nur zu dem Gotte, welcher der Weissagung vorsteht. Aber nicht blos um das Wetter wird er befragt, sondern besonders auch in Heiraths- angelegenheiten. So wird er Repräsentant der Ehe und des Hauses (Wolfs Beiträge II, S. 439; Montanus, Deutsche Volksfeste II, S. 175). Fragen wir nun, welchem Gott er geweiht gewesen, so weist alles auf den Zio (Tiu, Dies), sofern derselbe die Eigenschaften eines Gottes des Himmels, des Segens, der Weissagung und der Ehe in sich vereinigte.

Ist es uns gelungen, die Einerleiheit dieses Gottes Zio mit dem sächsischen Irmensul, die schon von fast allen Mythologen angenommen wird, weiter zu begründen, so fehlt es auch nicht an einem bestimmten Zeugniß, das auch unsere Ansicht vom Hahn vollständig bestätigt. Die merkwürdige Chroniken der sassen, Mainz 1492, welche aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt und einem Braunschweiger Namens Bodo zugeschrieben wird, gibt zum Jahr 772 ein Bild des Gottes mit einer Bemerkung, die ins Hochdeutsche übersetzt lautet: „Denn ein solches Bild und Abgott von dieser Gestalt ward gefunden in Corvey, und unter demselben Bilde stand geschrieben Lateinisch und lautet in deutscher Sprache also: In Vorzeiten bin ich gewesen der Sachsen Herzog und ihr Gott; mich hat angebetet das Volk des Mars (Zio); das Volk, welches mich allezeit ehret, dessen Staat pfleget zu führen die Spieße. Dies stand unter dem Abgott geschrieben. Und das gemeine Volk hieß ihn Armensule, und die Sachsen ließen sein Bild malen in ihrem Tempel.“ Dem Bilde wird eine Beschreibung hinzugefügt, und in derselben werden die Symbole erklärt. In der Beschreibung heißt es: „Er hatte an seiner Seite ein Schwert und in seiner rechten Hand hatte er ein Banner, darin stand eine rothe Feldblume. In seiner linken Hand hält er eine Wage und auf seinem Helm stand ein Wetterhahn. Das bedeutet viel Krieg. Die Wage bedeutet, daß man soll viel Gutes erwägen, gleich wie der Wetterhahn auf dem Kirchthurm Gutes und Schlimmes bewegen muß, von welcher Seite der Wind

wehen will.“ Ist der Chronik auch viel Fabelhaftes beigemischt, so hat sie doch auch ältere glaubwürdige Quellen benutzt und beruft sich hier ausdrücklich auf ältere Ueberlieferungen, die, wenn auch nicht ohne spätere Zusätze, doch im Wesentlichen glaubwürdig scheinen, wie das Zusammentreffen in der Erklärung eines Symbols beweist, die wir auf ganz anderem Wege gefunden haben.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir unseren Blick auf Rußland zurückwenden. Haben die Russen die Pferdeköpfe und Hähne wie den Wetterhahn von den Germanen angenommen, so wird das nicht ohne Bewußtsein der Bedeutung geschehen sein. Und daß das der Fall gewesen, das bezeugt die Uebereinstimmung der Religion gerade in den Beziehungen, auf die es hier ankommt. Kein Gott genoß bei den Slaven so allgemeine Verehrung als Swatowit oder Svantowit (J. J. Hanusch Wissenschaften des Slavischen Mythus, Hamburg 1842, S. 153 u. f.), und kein slavischer Gott stimmt so genau mit einem germanischen überein als Svantowit mit Zio (Grimm D. M. Vorr. S. XXVII und S. 626 im Vergleich mit Hanusch S. 315). Svantowit ist, wie Zio, Gott des Lichts, der Weisheit, der Weissagung, des Gerichts und des Krieges, ihm sind weiße Pferde und zwar als weissagende Pferde heilig, und dieser Cultus findet sich sogar in Alt-Preußen an einem Orte Duisburg (Hanusch S. 316). Auch kommen in slavischen Liedern und Sagen Schwäne vor (K. Schwenck, Mythol. der Slaven S. 36), doch fehlt noch der Nachweis ihrer Beziehung zum Svantowit. Ganz besonders aber war dem Svantowit auch der Hahn heilig, so daß dieser auch dem St. Vitus heilige Vogel die Vermittelung des Christenthums und Heidenthums bilden konnte. St. Vitus aber trat bei den Slaven an die Stelle des Swantowit, wie bei den Sachsen an Zio oder Irmensuls Stelle. Seine Reliquien waren eben nach Corvey gebracht, er sollte Schutzheiliger Sachsens werden, also an Zios Stelle treten. (Vergl. Acta Sanct. Juni II, p. 1013; Adam. Brem. c. 58 oder II, 11 und 86 oder II, 15; Alt, die Heiligenbilder S. 73). Wir dürfen demnach vermuthen, daß schon in Rußland, als die Vorfahren der Russen die Sitze germanischer Völker einnahmen, sei es daß sie längere Zeit neben einander wohnten, oder daß zurückbleibende Germanen mit den Russen

verschmolzen, auch beider Religionen in einander übergingen, wie sich dies bei der Einwanderung der Slaven in das östliche Deutschland wiederholte.

Unsere Deutung des Hahns bestätigt ein Kindermärchen, das den Hahn auf dem Kirchthurm erklären soll, also ursprünglich wohl sich auf den Wetterhahn überhaupt bezog. Alliterirende Verse sprechen für ein hohes Alter, und bei aller Abenteuerlichkeit und dem Streben nach Humor schimmert doch der mythische Ursprung durch. Es heißt: „Erschreckliche Geschichte vom Hähnchen und Hennchen“ (Dichtungen aus der Kinderwelt, Hamb. 1815, bei Aug. Campe S. 38): „Hähnchen und Hennchen gehen in die Nußhecken, um Nüsse zu essen. Hähnchen theilt jedes Nüßchen mit Hennchen. Als dieses auch eines findet, will es den Kern allein verschlucken. Allein der Kern bleibt im Halse stecken. Hähnchen eilt zum Born, Wasser zu holen. Der Born schickt es zur Braut, Seide zu holen, die Braut zur Weide, ihr Kränzlein zu holen. Und während dies alles besorgt wird, ist Hennchen erstickt. Nun hat Hähnchen ein Wägelchen aus Weiden geflochten und sechs Vögelchen davor gespannt, um Hennchen zu Grabe zu fahren. Da setzen sich nach einander Gans, Fuchs, Wolf und Löwe mit auf den Wagen. Als zuletzt auch ein Floh sich aufsetzt, versinkt der Wagen mit allem, was darauf ist, in einen Sumpf. Nur das Hähnchen ist davon gekommen und ist auf den Kirchthurm geflogen. Da steht es noch und dreht sich überall herum und paßt auf schön Wetter, daß der Sumpf austrocknet; dann will es wieder hin und will sehen, wie es seinen Leichenzug weiter bringe. Wird aber wohl zu spät kommen, denn es ist allerlei Kraut darüber gewachsen: Hahnenfuß und Hühnerdorn, Gänseblümchen, Fuchsschwanz, Wolfsmilch und Löwenzahn und lauter solche Geschichten. Wer sie nicht weiß, muß sie erdichten.“

So dunkel das Einzelne ist, das Sterben des Hennchens am Nußkern deutet auf den Herbst, die Hoffnung, wenn der Sumpf ausgetrocknet, den Leichenzug weiter zu bringen, auf den Frühling und Sommer, der Hahn auf dem Kirchthurm auf den Himmel, die Henne im Sumpf auf die Erde. Die Deutung weiter zu verfolgen, wage ich für jetzt nicht. Doch möge daran erinnert werden, daß „in die Haselnüsse gehen“ „liebeln“ bedeute. Menzel, Lit. Bl. 1846, Nr. 49). Verwandt mögen die friesischen Reime in Müllenhoffs Schlesw.-Holst. Sagen S. 470 und 607 sein, doch wage ich sie nicht zu deuten. Beachtung verdienen auch die Sagen, welche sich an Kirchen knüpfen, auf denen statt des Hahnes sich eine Henne findet, wie zu Wallenhorst im Osnabrück'schen (Mittheilungen des hist. Vereins zu Osnabrück, Bd. 3, S. 126) und von Hansuhn (Hahns-Huhn), erbaut auf dem Felde von Kückelühn bei Oldenburg in Holstein. Doch begnügen wir uns auch hier vorläufig darauf hingewiesen zu haben.

Scheint nun der Wetterhahn als Beigabe der Pferdeköpfe genügend erklärt, so bedürfen doch die Hähne oder Hühner, welche im nördlichen Westphalen, die Stelle der Pferdeköpfe einnehmen, einer weiteren Erörterung. Hier kommt der Erklärung beider keine Sage in gleicher Weise zu Hülfe. Erwägen wir indeß die schwankende Benennung, indem sie bald Hähne, bald Hühner heißen, so kann dieser Doppelname auf die Vermuthung führen, daß Hahn und Henne vorgestellt sein sollen, was eine Bestätigung in der Deutung von Hengst und Horsa auf die heiligen Rosse finden könnte, wenn man daraus schließen darf, daß ein männliches und weibliches Pferd vor den heiligen Wagen gespannt sei. Auf ein ähnliches Verhältniß deutet das eben mitgetheilte Märchen, das jedoch nicht unmittelbar auf die hier besprochenen Hühner oder Hähne bezogen werden kann. Die Zweizahl der Hühner, wie der Pferde und Schwäne mag auch den Gegensatz der Geschlechter in sich geschlossen haben, so daß auch dieser Gegensatz symbolisch auf die Götterehe bezogen ward und das männliche Thier auf den Gott des Himmels, das weibliche auf die Erde deutete, ohne daß dadurch die nähere Beziehung der Thiergattung auf den Himmelsgott verloren ging. War diese Krönung des Hauses gleichsam Symbol desselben, so war das Paar zugleich Symbol der Ehe und der Familie. Wenn nun Hühner lange als Abgabe an den Gerichtsherrn überall in Deutschland in Gebrauch waren und weil sie von jedem Rauch, d. h. Heerd, entrichtet wurden, Rauchhühner hießen, so liegt in den Namen Vogt-, Mund- und Schirmhühner eben jene Beziehung auf den Gerichtsherrn, was wiederum damit zusammenhängen mag, daß

dies Thier dem Gotte geweiht war, der dem Rechte und dem Gerichte vorstand. Dieselben Hühner hießen auch Fastnachtshühner, weil sie um Fastnacht entrichtet wurden, dessen Volksfeste aus den heidnischen Festen eben dieses Gottes zu stammen scheinen, bei denen auch der Hahn eine Rolle spielte. Es ist wohl nicht ursprünglich und allgemein eine bloße Abgabe „Unfreier", wie Grimm meint (Rechtsalterth. S. 374; vgl. W. Reynitzsch, Ueber Truhten § 40, S. 334: von den Vogt-, Mund-, Schirmhühnern, und A. Kuhn, Sagen aus Westphalen II, S. 127, Nr. 383 und 384). Ein symbolischer Gebrauch der Hühner hat sich in mancherlei Hochzeitsgebräuchen in verschiedenen Gegenden Deutschlands erhalten, und es ist gewiß nicht zufällig, daß auch Haselnüsse dabei erwähnt werden, (Reynitzsch § 42: Huhn und Hahn als Sinnbilder der Ehe; Kuhn, Sagen aus Westphalen II, 45, Nr. 123 und 125. Vergl. Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker S. 179, 188, 165, 207).

Während der Mythos, der uns die Pferdeköpfe als Symbol des segenspendenden Himmelsgottes erklärt, zu einer ganz verkrüppelten, märchenhaften Sage zusammengeschrumpft ist, hat der Mythos, der in ähnlichem Verhältniß zu den Schwänen als Giebelzier zu stehen scheint, sich zu einer reichen üppigen Sage entwickelt, die den Inhalt selbst größerer epischer Gedichte bildet. Während jene Sage in ihrer Verstümmelung fast über ganz Deutschland verbreitet ist, hat diese sich in ihrer reichen Entwickelung auf ein einziges Land concentrirt, wenn auch an mehreren Orten genügende Spuren einer ehemals weiteren Verbreitung erhalten sind. Es ist die bekannte Sage vom Schwanenritter, deren Geschichte der Baron von Reiffenberg als Einleitung zu seiner Ausgabe des größeren Epos gegeben hat (in der Collection des Chroniques Belgiques inedites T. IV, Le Chevalier au cygne P. I). Die Sage erscheint zuerst im 12. Jahrhundert in der Geschichte der Kreuzzüge von Wilhelm Erzbischof von Tyrus, wo sie schon in Verbindung gesetzt ist mit der Geschichte Gottfrieds von Bouillon, der sein Geschlecht vom Schwanenritter ableitete. Aus dem 13. Jahrhundert haben sich zahlreiche poetische Bearbeitungen der Sage in altfranzösischer Sprache erhalten, unter denen ein größeres Epos,

das einem Renaut und einem Graindor beigelegt wird. Es füllt mehrere Bände der genannten Sammlung, in der auch die kleineren Gedichte abgedruckt sind. Auch die deutsche Poesie hat sich des Stoffes bemächtigt im Schwanenritter Conrads von Würzburg, im Parcival und Titurel Wolframs von Eschenbach und im Lohengrin eines unbekannten Dichters. (Vergl. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur Bd. 36, S. 224 u. f.) Aus diesen älteren Gedichten stammen auch die deutschen Volksbücher dieses Namens (vergl. Marbachs Volksbücher Nr. 36). Trümmer der Sage sind im Munde des Volks erhalten, deren verschiedene Gestalten aufgezeichnet sind in Grimms deutschen Sagen (Bd. II, S. 286, Nr. 533—536; Märchen, Bd. I, Nr. 49, S. 291; die 6 Schwäne), in H. Stahls Westphälischen Sagen (Elberfeld 1831, Bd. 2, S. 131, Elias Grail) und W. Ziehnerts Preußens Volkssagen (Leipzig 1840, Bd. I, Nr. 1 (die Schwanenburg zu Cleve.).

Die Sage vom Schwanritter auf die Schwäne als Giebelkrönung zu beziehen, berechtigt uns zunächst die Thatsache, daß sich gerade in der Gegend, in welcher der Schauplatz der Sage ist, Bauerhäuser finden, deren Giebel mit Schwänen gekrönt sind. In den meisten Gestalten spielt die Sage im Herzogthum Brabant, dessen Erbin die Hauptperson ist, doch werden auch Nimwegen, Antwerpen, sowie Lillefort, womit Lille oder Ryssel, und Billon, womit Bouillon gemeint ist, genannt, sowie Cleve am Rhein. Für einen Zusammenhang der Sage mit der Giebelkrönung spricht aber auch, daß der Thurm, in dem die Fürstin lange gewohnt haben soll, am Giebel den Schwan zeigte, wie ein solcher in Cleve wirklich vorhanden gewesen zu sein scheint. In verwandten Sagen ziert der Schwan die Spitze einer Kirche (R. Hocker, Frouwa und der Schwan, in Wolfs Zeitschrift f. d. Myth. I, S. 305).

Grimm (Deutsche Sagen II, Nr. 535) gibt die Sage in der einfachsten Gestalt unter der Ueberschrift: „Das Schwanschiff am Rhein."

„Im Jahre 711 lebte Dieterichs, des Herzogen zu Cleve, einzige Tochter Beatrix, ihr Vater war gestorben, und sie war Frau über Cleve und viel Lande mehr. Zu einer Zeit saß diese Jung-

frau auf der Burg zu Nimwegen, es war schön klar Wetter, sie schaute in den Rhein und sah da ein wunderlich Ding. Ein weißer Schwan trieb den Fluß abwärts, und am Halse hatte er eine goldene Kette. An der Kette hing ein Schiffchen, das er fortzog, darin ein schöner Mann saß. Er hatte ein goldenes Schwert in der Hand, ein Jagdhorn um sich hängen und einen köstlichen Ring am Finger. Dieser Jüngling trat aus dem Schifflein ans Land und hatte viel Worte mit der Jungfrau, und sagte: daß er ihr Land schirmen sollte und ihre Feinde vertreiben. Dieser Jüngling behagte ihr so wohl, daß sie ihn liebgewann und zum Manne nahm. Aber er sprach zu ihr: „fraget mich nie nach meinem Geschlecht und Herkommen; denn wo ihr danach fraget, werdet ihr mein los und ledig und mich nimmer sehen.“ Und er sagte ihr, „daß er Helias hieße;“ er war groß von Leibe, gleich einem Riesen. Sie hatten nun mehrere Kinder mit einander. Nach einer Zeit aber, so lag dieser Helias bei Nacht neben seiner Frau im Bette, und die Gräfin fragte unachtsam und sprach: „Herr, solltet ihr euren Kindern nicht sagen wollen, wo ihr herstammet?“ Ueber das Wort verließ er die Frau, sprang in das Schwanenschiff hinein und fuhr fort, wurde auch nicht wieder gesehen. Die Frau grämte sich und starb aus Reue noch das nämliche Jahr. Den Kindern aber soll er die drei Stücke, Schwert, Horn und Ring zurück gelassen haben. Seine Nachkommen sind noch vorhanden, und im Schloß zu Cleve stehet ein hoher Thurm, auf dessen Gipfel ein Schwan sich drehet; genannt der Schwanthurm, zum Andenken an die Begebenheit.“

Davon weicht Ziehnerts poetische Bearbeitung nur insofern ab, als er Helias Elias Grail nennt, ihn in Begleitung eines Heeres kommen und bei den zur Uebernahme der Grafschaft gehaltenen Kampfspielen um Beatrix werben läßt, Elias den über seine Liebe trauernden Schwan in einen Thurm sperrt, dieser im Thurm ein Klaglied über seine Untreue anstimmt, während der Trauung davon fliegt und seufzend verschwindet. Als aber Beatrix durch die Frage nach seiner Herkunft seine Abfahrt veranlaßt, läßt er ihr nicht seinen Ring zurück, sondern wirft ihn zerbrochen in den Rhein.

Damit stimmt auch die Sage, wie H. Stahl sie gibt, nur

daß sie die Beziehung zu Karl Martell weiter ausführt. Das Volksbuch, dem Nr. 534 bei Grimm entnommen ist, bringt dieselbe in Verbindung mit dem Märchen von den sechs Schwänen.

Pyrion's und Matabrun's Sohn Oriant, König von Lillefort, fand im Walde eine schöne Jungfrau, Beatrix, die er heirathete. Sie gebar sieben Kinder auf einmal, sechs Söhne und eine Tochter, deren jedes eine silberne Kette am Hals trug. Matabrun, die ihr gram war, ließ, da Oriant gerade abwesend war, ihr sieben Hunde unterschieben und dann unter die Erde graben, und übergab die sieben Kinder einem Diener, sie zu tödten. Dieser aber, von Mitleid gerührt, setzte sie im Walde aus. Ein Einsiedler nahm sich ihrer an und zog sie auf. Oriant, bei dem, als er zurückkehrte, die Gemahlin der Untreue angeklagt wurde, ließ sie gefangen setzen. Ein Jäger fand die sieben Kinder mit ihren Ketten um den Hals in Blätterröcklein gekleidet im Walde und erzählte es der Matabrun. Diese erkennend, daß es die Kinder der Beatrix sein müßten, trug ihm auf, dieselben zu tödten und zum Beweise ihr die Ketten zu bringen. Er und die mitgenommenen anderen Jäger aber, welche nur sechs zu Hause trafen, ließen sie leben, nahmen ihnen aber die Ketten ab, brachten sie der Königin und sagten, die siebente hätten sie verloren. Die sechs Kinder, als sie ihrer Ketten beraubt wurden, verwandelten sich in Schwäne und flogen davon. Matabrun gab die Ketten einem Goldschmied, um ein Napf daraus zu machen. Er machte aus einer, die beim Schmelzen so schwer geworden, zwei Näpfe und gab seiner Frau die fünf Ketten aufzubewahren. Der Einsiedler, als er mit dem Sohn der ihn begleitet hatte, Namens Helias, nach Hause kam, suchte die übrigen vergeblich. Helias fand sie am folgenden Tage in einem Weiher und fütterte sie.

Als nun auf Anstiften falscher Zeugen Beatrix getödtet werden sollte, wenn Niemand für ihre Unschuld kämpfte, sandte der Einsiedler, der alles durch einen Engel erfahren hatte, den Sohn hin, für seine Mutter zu kämpfen. Er besiegte den Verräther, der Betrug ward entdeckt, der Goldschmied gab die fünf Ketten heraus, die fünf Schwänen umgehängt, denselben ihre menschliche Gestalt wiederertheilten. Es waren vier Söhne und eine Tochter. Oriant erhielt nun von seinem Vater die Regierung und ließ Matabrun

verbrennen. Nach einer Weile sah Helias seinen Bruder, den Schwan, einen Nachen ziehen, und es für ein Zeichen des Himmels nehmend, stieg er mit Harnisch und Schild gerüstet hinein, nachdem er noch von seinem Vater ein Horn empfangen hatte. Er stieg nun in den Kahn und folgte dem Schwan, der ihn nach Nimwegen zog, wo eben die Herzogin von Billon, Clarissa, vom Grafen von Frankenberg beim Kaiser Otto I. verklagt war, ihren Gatten vergiftet zu haben, und ein Gottesurtheil über ihre Unschuld entscheiden sollte. Da erscheint Helias als ihr Retter, worauf die Erzählung in gleicher Weise fortgeht. Doch erlöst er auch den noch übrigen Schwan, aber erst, nachdem die vorwitzige Frage seiner Gemahlin nach seiner Herkunft ihn zwingt, sie zu verlassen und in seine Heimath zurückzukehren, worauf er sich in ein Kloster zurückzog. Seine Tochter Ida ward mit dem Grafen von Bonn vermählt und Mutter Gottfrieds von Bouillon und seiner Brüder.

In Verbindung mit der Gralsage ist Lohengrin der Schwanritter, von dem Nr. 536 bei Grimm berichtet:

„Lohengrin zu Brabant. Der Herzog von Brabant und Limburg starb, ohne andere Erben, als eine junge Tochter Els oder Elsam zu hinterlassen; diese empfahl er auf dem Todbette einem seiner Dienstmannen, Friedrich von Telramund.[1] Friedrich, sonst ein tapferer Held, der zu Stockholm in Schweden einen Drachen getödtet hatte, wurde übermüthig und warb um der jungen Herzogin Hand und Land; unter dem falschen Vorgeben, daß sie ihm die Ehe gelobt hatte. Da sie sich standhaft weigerte, klagte Friedrich bei dem Kaiser Heinrich dem Vogler; und es wurde Recht gesprochen „daß sie sich im Gotteskampf durch einen Helden gegen ihn vertheidigen müsse.“ Als sich keiner finden wollte, betete die Herzogin inbrünstig zu Gott um Rettung. Da erscholl weit davon zu Montsalvatsch beim Gral der Laut der Glocke, zum Zeichen, daß jemand dringender Hülfe bedürfe: alsobald beschloß

[1] Die Erzählung im Parcifal ist noch einfacher. Friedrich fehlt ganz, die demüthige Herzogin wird von Land und Leuten bedrängt, sich zu vermählen. Sie verschwört jeden Mann, außer den ihr Gott sende, und da schwimmt der Schwan herzu.

der Gral, den Sohn Parcifals Lohengrin danach auszusenden. Eben wollte dieser seinen Fuß in den Stegreif setzen: da kam ein Schwan auf dem Wasser geflossen und zog hinter sich ein Schiff daher. Kaum erblickte ihn Lohengrin, als er rief: „bringt das Roß wieder zur Krippe; ich will nun mit diesem Vogel ziehen, wohin er mich führt.“ Speise im Vertrauen auf Gott nahm er nicht in das Schiff; nachdem sie fünf Tage über Meer gefahren hatten, fuhr der Schwan mit dem Schnabel ins Wasser, fing ein Fischlein auf, aß es halb und gab dem Fürsten die andere Hälfte zu essen.

„Unterdessen hatte Elsam ihre Fürsten und Mannen nach Antwerpen zu einer Landsprache berufen. Gerade am Tage der Versammlung sah man einen Schwan die Schelde herauf schwimmen, der ein Schifflein zog, in welchem Lohengrin auf sein Schild ausgestreckt schlief. Der Schwan landete bald am Gestade, und der Fürst wurde fröhlich empfangen; kaum hatte man ihm Helm, Schild und Schwert aus dem Schiff getragen, als der Schwan sogleich zurück fuhr. Lohengrin vernahm nun das Unrecht, welches die Herzogin litt, und übernahm es gerne, ihr Kämpfer zu sein. Elsam ließ hierauf alle ihre Verwandten und Unterthanen entbieten, die sich bereitwillig in großer Zahl einstellten; selbst König Gotthart, ihr mütterlicher Ahn, kam aus Engelland, durch Gundemar, Abt zu Clarbrunn, berufen. Der Zug machte sich auf den Weg, sammelte sich nachher vollständig zu Saarbrück und ging von da nach Mainz. Kaiser Heinrich, der sich zu Frankfurt aufhielt, kam nach Mainz entgegen; und in dieser Stadt wurde das Gestühl errichtet, wo Lohengrin und Friedrich kämpfen sollten. Der Held vom Gral überwand; Friedrich gestand, die Herzogin angelogen zu haben, und wurde mit Schlägel und Barte (Beil) gerichtet. Elsam fiel nun dem Lohengrin zu Theil, die sich längst einander liebten; doch behielt er sich insgeheim voraus, daß ihr Mund alle Fragen nach seiner Herkunft zu vermeiden habe: denn sonst müsse er sie augenblicklich verlassen.

„Eine Zeitlang verlebten die Eheleute in ungestörtem Glück, und Lohengrin beherrschte das Land weise und mächtig; auch dem Kaiser leistete er auf den Zügen gegen die Hunnen und Heiden große Dienste. Es trug sich aber zu, daß er ein Mal im Speerwechsel

den Herzog von Cleve herunter stach und dieser den Arm brach; neidisch redete da die Clever Herzogin unter den Frauen: „ein kühner Held mag Lohengrin sein, und Christenglauben scheint er zu haben; schade, daß Adels halben sein Ruhm gering ist; denn niemand weiß, woher er ans Land geschwommen kam.“ Dies Wort ging der Herzogin von Brabant durch das Herz, sie erröthete und erblich. Nachts im Bette, als ihr Gemahl sie in Armen hielt, weinte sie; er sprach; „Lieb, was wirret dir?“ Sie antwortete: „die Clever Herzogin hat mich zu tiefem Seufzen gebracht“; aber Lohengrin schwieg und fragte nicht weiter. Die zweite Nacht wollte sie wieder; er aber merkte es wohl und stillte sie nochmals. Allein in der dritten Nacht konnte sich Elsam nicht länger halten und sprach: „Herr, zürnt mir nicht! ich wüßte gern, von wannen ihr geboren seid; denn mein Herz sagt mir, ihr seiet reich an Adel.“ Als nun der Tag anbrach, erklärte Lohengrin öffentlich, von woher er stamme: daß Parcifal sein Vater sei und Gott ihn vom Grale hergesandt habe. Darauf ließ er die beiden Kinder bringen, die ihm die Herzogin geboren, küßte sie und befahl, „ihnen Horn und Schwert, das er zurück lasse, wohl aufzuheben“; der Herzogin ließ er das Fingerlein, das ihm einst seine Mutter geschenkt hatte. Da kam mit Eile sein Freund, der Schwan, geschwommen, hinter ihm das Schifflein; der Fürst trat hinein und fuhr wider Wasser und Wege in des Grales Amt. Elsam sank ohnmächtig nieder, daß man mit einem Keil ihre Zähne aufbrechen und ihr Wasser eingießen mußte. Kaiser und Reich nahmen sich der Waisen an; die Kinder hießen Johann und Lohengrin. Die Wittwe aber weinte und klagte ihr übriges Leben lang um den geliebten Gemahl, der nimmer wiederkehrte.“

Die Geschichte von den sechs Schwänen wohl ursprünglich verwandt, ist aber für sich ausgebildet und wahrscheinlich erst später mit der Geschichte vom Schwanenritter zu einem Ganzen verknüpft. Denn der Sinn ist, wenn nicht ganz derselbe, doch gleichartig. Zum Grunde liegt der Wechsel der Jahreszeiten nach dem Gegensatz des Winters und Sommers. Der Schwan ist Symbol des Wolkenhimmels, die nicht verwandelte Schwester bedeutet, wie die Mutter (Beatrix), die Erde, Helias den Himmel. Sollte vielleicht

der Name Helias mit dem griechischen Namen der Sonne, Helios, zusammenhangen? Und noch die Speichen des Rades unter dem Hals des Schwans (Nr. 5) an die Sonne erinnern, wie bei den Pferdeköpfen unserer Gegend? Die sechs verwandelten Kinder bedeuten die zwölf Monate und zwar als Schwäne die sechs Monate des wolkenbedeckten Himmels im Winter, als Menschen die sechs wolkenfreien Monate des Sommers. Derselbe Sinn in anderer Weise, aber auf dem Grunde desselben Symbols, liegt in der Sage vom Schwanritter. Der Schwanritter, mag er nun aus der Hütte des Einsiedlers kommen oder vom heiligen Gral oder von ganz unbekannter Herkunft sein, er tritt immer aus einem geheimnißvollen Dunkel hervor, ist also vorher nicht da gewesen. Er kann also nicht der Himmelsgott überhaupt sein, sondern bedeutet den hellen heiteren Himmel, wie er im Sommer erscheint. Als solcher wird er durch das Laubkleid charakterisirt, mit dem er in der Form der Sage erscheint, die ihn beim Einsiedler aufwachsen läßt, (woran offenbar eine Erinnerung erhalten ist in dem Kampf des gleichartig costümirten Sommers mit dem Winter, der in seinem Gegner personificirt ist und ursprünglich einer aus dem Riesengeschlechte war. Diese Volksbelustigung ist noch hie und da gebräuchlich; (Montanus, die deutschen Volksfeste I, S. 25). Der Schwanritter fährt in einem Schiff von einem Schwan gezogen, worunter die lichten hohen Frühlingswolken zu verstehen sind (Mannhardt, Germ. Myth. S. 38 Anm.). Es ist ganz der griechische Apollon, der in einem Wagen mit Schwänen bespannt fährt. Er kommt zu einer verlassenen oder gar in einen Thurm eingesperrten Herzogin, tröstet sie, befreit sie, ja vermählt sich mit ihr, lebt in Freuden und zeugt Kinder. Aber sie darf nicht nach seinem Namen oder wenigstens nicht nach seiner Herkunft fragen; wie sie das thut, muß er sie verlassen, sie stirbt in Trauer. Ist der Ritter ursprünglich der Himmelsgott, so muß die Herzogin die Erdgöttin sein. Daß der Ritter auf die Frage nach seiner Herkunft seine Gemahlin verlassen muß, ist wohl nur ein witziger Ausdruck für die Kürze des Sommers, dessen Aufhören so trübe als schwer zu begreifen. In gleichem Sinn vermählt sich bei den Griechen Uranos und Gäa. Daß aber in der Herzogin die Erdgöttin gemeint war, bestätigt die

clevische Wendung der Sage, nach der der Schwan bei des Ritters Vermählung ihn trauernd und klagend verläßt. In ihm thut sich hier offenbar eine verlassene Geliebte, eine verstoßene Gemahlin kund. Schwäne sind, wie schon Grimm dargethan hat (D. M. S. 398) Walkyrien, und wie aus anderen Sagen Hocker (Wolfs Zeitschrift f. D. M. 1, S. 305) nachweist, auch ihre Fürstin oder Königin Frouwa oder Freia, die Himmelsgöttin. Auf das Verhältniß des Schwans zum Freyr hat bereits W. Müller (Geschichte und System der Altd. Rel. S. 264) aufmerksam gemacht. In ähnlicher Weise ist in der nordischen Mythologie bald Frigg bald Freia Odins Gemahlin, und bei den Griechen verbindet sich Zeus, der Gemahl der Himmelsgöttin Hera, auch mit der Erdgöttin Demeter und mit Semele, Danae und anderen Heroinnen, welche, auf ihre Urbedeutung zurückgeführt, die Erde bedeuten. Die Danae erscheint sogar in ähnlicher Weise in einen Thurm eingesperrt.

So liegt dem Mythos vom Schwanritter dieselbe Bedeutung zum Grunde, die wir in der Sage von der scheintodten Frau nachgewiesen haben. Sie selbst entspricht der Herzogin, ihr Gatte dem Schwanritter. Die an sich wahrscheinliche Annahme, daß jede der beiden Sagen verschiedenen Stämmen angehöre, wird durch die verschiedene Heimath bestätigt. Die Sage von der scheintodten Frau ist unzweifelhaft sächsischen Ursprungs; die Sage vom Schwanritter in Zusammenhang mit den Schwänen als Giebelkrönung scheint den Angeln anzugehören. Und die Verwandtschaft des Schwanritters mit dem anglischen Heros Sceaf hat schon W. Müller (Altd. Rel. S. 301; vergl Mannhardt, die Götterwelt d. D. u. n. V. I, S. 250 u. f.) nachgewiesen. Wie nun damit das Vorkommen der Schwäne in England übereinstimmt, so müssen wir verwandte Sagen in Oberbayern erwarten, wo dasselbe Symbol auf Bauerhäusern uns begegnet. Und da knüpft sich dieselbe Sage wirklich an Hohenschwangau, wie in Thüringen an die Wartburg im Gedicht von Lohengrin und dem Sängerkriege. Neben Schwänen aber kommen in Belgien Sirenen, in Oberbayern die der Gestalt nach gleichen Blasengel vor. In beiden wird der Sagenkundige die Schwanenjungfrauen (Valkyren) erkennen, Jungfrauen, die ein Schwanenhemd tragen (Wolf, Beiträge zu D. M. II, S. 210; Mannhardt, Germ. Myth. S. 557 u. f.) Sollte nicht das mit der Sage vom Schwanenritter verbundene Märchen von den sechs Schwänen mit diesen Gestalten zusammenhangen? Gehört die Gestalt der Schwäne den Angeln, so muß man geneigt sein, die Schwanenjungfrauen den verbündeten Varinen beizulegen. Wenigstens darf diese Vermuthung der weiteren Prüfung empfohlen werden.

Je mehr es gelingt, in dieser Weise einzelne Sagen auf bestimmte Stämme und Völker zurückzuführen, desto leichter wird es werden, auf diesem Wege fortzuschreiten. Die ältesten Völker Deutschlands werden dann keine bloßen Namen mehr sein. Es wird sich immer mehr herausstellen, wie früh in den Deutschen das Streben nach individueller Ausbildung überwog, und daß wir diesem Streben unseren Reichthum an Sagen und Dichtungen verdanken. Die Verbreitung der Sage mit Rücksicht auf die verschiedenen Gestalten derselben wird vielleicht Licht verbreiten über ursprüngliche Verwandtschaft und spätere Verschmelzung. In der Zurückführung auf die ursprünglich gleiche Bedeutung thut sich die gemeinsame Grundlage kund. Und in der späteren Entwickelung und Verschmelzung der Sagen, wie der Völker, ist eine, wenn auch nur vorübergehende oder theilweise Rückkehr in diese Gemeinschaft gegeben. Zwischen diesen beiden Endpunkten bewegt sich die geistige und politische Geschichte unseres Volks. Eben jetzt geht die Forschung nach der früheren Individualisirung Hand in Hand mit dem Bewußtsein der ursprünglichen Einheit, der in Wirklichkeit immer näher zu kommen unsere Zeit als ihre Aufgabe erkannt hat!

Haben wir in der Giebelkrönung der Bauerhäuser Symbole des deutschen Gottes Zio (Tiu, Diu, Dies) durch die Erklärung der auf dies Symbol bezüglichen Sagen überzeugend nachgewiesen, so wird zugleich ein Mythos in zwei oder gar drei Gestalten gewonnen und die Mythologie dieses Gottes so bereichert sein, daß sie neben der des Wodans und Donnars die ihr zukommende Stelle einnehmen kann. Denn offenbar haben diese drei Götter in der deutschen Religion, wie schon Tacitus angibt, eine fast gleiche, über die anderen Götter weit hervorragende Stellung eingnommene Es ist allgemein anerkannt, daß die drei schon von Tacitus genannten Hauptgötter Mars, Mercurius, Jupiter den Göttern der drei mitt-

leren Wochentage Dies, Wodan, Donnar entsprechen, wie die älteren Namen dieser Tage Diestag, Wodanstag, Donnarstag zeigen. Ebenso anerkannt ist es, daß dieselben Götter wiederkehren in der Formel, mit der unsere Vorfahren das Heidenthum abschwören mußten: Saxnot, Wodan, Thunder, nur daß Zio nach einem bezeichnenden Beinamen genannt ist. Vergleichen wir damit zwei nordische Trilogieen, die drei nach Adam von Bremen im Tempel zu Upsala verehrten Götter Fricco, Wodan, Thor und die in der Scalda (einem Theil der jüngeren Edda) vorkommenden Tyr, Odhin und Thor, so bestätigt diese Vergleichung die ursprüngliche Einerleiheit des Freyr (Fricco) und Tyr in unserem Zio (vergl. Grimm, Geschichte d. d. Spr. I, S. 119; Simrock D. M. S. 192). Daß nun diesen drei Göttern in Niederdeutschland und vielleicht einst allgemein von den Deutschen auch die Obhut jedes Hauses anvertraut gewesen sei, dafür zeugt das Vorkommen der Symbole dieser Götter an der Giebelseite des Hauses. Wie Zios Zeichen die Spitze des Giebels krönt, so Wodans Zeichen, das Hufeisen, die Schwelle, ein Gebrauch, der in Norddeutschland nicht auf dem Lande allein sehr verbreitet ist, sondern selbst in größeren Städten, wie Hamburg, Berlin und auch in London vorkommt. Daß das Hufeisen und gerade dies Hufeisen Wodans Zeichen sei, bedarf eines weiteren Beweises, dessen Ausführung hier zu weitläufig sein würde. Doch genügt es, auf die Sage von Karls d. Gr. Sieg bei Gudensberg zu verweisen. (Grimm, D. M. S. 890; Wolfs Beiträge II, S. 22--24), die ich in einer Erörterung der Hufeisensteine oder Roßtrappen weiter zu entwickeln Gelegenheit haben werde. Wie mancherlei Aberglauben sich an einen Besen knüpft, besonders wenn er mit der Axt zusammen auf die Schwelle gelegt wird, ist aus vielen Gegenden Norddeutschlands nachgewiesen von A. Kuhn (Sagen aus Westphalen, Sachregister S. 290 Besen). Wer die zahlenreichen Stellen vergleicht, wird nicht bezweifeln, daß, wie die an die Stelle des Donnerkeils getretene Axt bestätigt, der Besen ein Symbol Donnars sei. Da ist zwar überall von einem beweglichen Besen die Rede. Nun findet sich aber in den Vierlanden noch an vielen Häusern oben an den Seiten des dem Deich zugekehrten Giebels das unverkennbare Bild eines Besens in Relief von Kalk oder Stein angebracht. Da dies noch nirgends bemerkt ist, so gebe ich Nr. 25 eine Abbildung, um weitere Nachforschung zu veranlassen, ob sich dieses Symbol in gleicher oder ähnlicher Weise noch sonst irgendwo wiederfindet. So darf der Besen den Symbolen beigefügt werden, die mit den Thürsäulen (Pfosten) in Verbindung stehen, die dem Donnar heilig waren (Mannhardt G. M. S. 237). Wenn am Vierländer Hause dieser Besen sich nicht an derselben Seite mit der großen Thür findet, so erklärt sich dies vielleicht aus der Umkehrung der Giebelseiten in den Vierlanden und anderen Marschen, wo die große Thür nicht wie sonst an der dem Wege zugekehrten Vorderseite, sondern an der Rückseite nach dem Lande hin liegt. — Demnach dürfen wir annehmen, daß im Heidenthum dereinst bei uns jedes Haus alle drei Symbole trug, am Gipfel Pferdeköpfe, Schwäne oder Hühner, vielleicht auch andere Thiere, die dem Zio heilig waren, neben der Thür den Besen Donnars und an der Schwelle Wodans Hufeisen.

Die Erklärung eines jeden dieser Symbole, die namentlich vom Hufeisen mit einer in solchen Fragen seltenen Sicherheit sich nachweisen läßt, bestätigt die anderen und trägt nicht wenig bei, der hier ausgeführten Bedeutung des Giebelschmucks eine an Evidenz grenzende Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Nur zwei Bedenken bedürfen vielleicht der Beachtung und Beseitigung. Man kann nicht umhin zu fragen, wie war es möglich, daß diese Zeichen, wenn sie religiöse Bedeutung hatten, bei Verbreitung des Christenthums sich erhielten? Darauf ist zu sagen, daß die allgemeine Verbreitung dieser Symbole, weil sie an jedem Hause waren, ihre Vernichtung erschwerte, ja bei dem Widerstande, den ein großer Theil der Bevölkerung dem Christenthum entgegensetzte, fast unmöglich machte. Sie hingen zum Theil mit dem Hause so eng zusammen, waren so fest eingefügt, daß ihre Zerstörung das Haus selbst wesentlich verletzt haben würde. Dazu kommt, daß der Widerstand Schonung gebot, wo sie irgend gestattet werden konnte. Dies konnte hier aber um so eher geschehen, da diese Symbole nicht unmittelbar Gegenstand der Verehrung waren, ihre religiöse Bedeutung vielleicht auch schon verdunkelt war, da die sich daran knüpfenden Sagen

schon damals mehr den Charakter der Heldensage angenommen, als den der Göttersage behauptet hatten, wie es ja als ausgemacht angesehen werden darf, daß schon seit der Völkerwanderung ein großer Theil der ursprünglichen Göttersage zur Heldensage umgestaltet war. Damit erledigt sich zugleich ein zweites Bedenken, welches gegen die ausgeführte Erklärung erhoben werden könnte, daß die Bedeutung dieser Symbole jetzt aus dem Bewußtsein des Volkes geschwunden ist. Verschwunden ist sie allerdings, insofern die darauf bezüglichen Sagen in der Umgestaltung oder Verstümmelung, die sie im Laufe eines Jahrtausend erfahren haben, sich von den Symbolen abgelöst haben. Dies ist aber nur da geschehen, wo das Symbol noch allgemein verbreitet sich erhalten hat, und mußte geschehen, wie die Sage zum Märchen oder zur Sage ward, und in letzter Gestalt sich an bestimmte menschliche Individuen oder Gebäude knüpfte. Sie konnte sich deshalb so nur erhalten, wo das Symbol sich vereinzelt fand, wie die Pferdeköpfe an städtischen Häusern, der Schwan an Thürmen, wie zu Cleve und an einzelnen Kirchen. Auf dem Lande dagegen erhielt sich nur der Glaube an ihre gleichsam magische Wirkung, daß die Pferdeköpfe wie das Hufeisen Segen bringen oder Unheil abwenden, daß der Besen in bestimmter Richtung gegen das Gewitter schütze. Die mythische Bedeutung ist wohl der starke Gewitterregen, der die Erde gleichsam rein fegt und bei dessen Eintreten die Gefahr des Einschlagens vorüber zu sein pflegt. Wie bekanntlich das Christenthum auch sonst den Aberglauben umgestaltete, um ihn gegen das Heidenthum zu wenden, so ist das auch hier nachweisbar, indem, um das heidnische Symbol des Besens in Verachtung zu bringen, gesagt ward, daß Hexen auf Besen ritten (und selbst darin läßt sich noch die Naturbedeutung der Gewitterregen erkennen, vergl. Schwartz, Ursprung der Myth. S. 222) und vom Hufeisen, daß es den Hexen oder dem Teufel den Eingang wehrt. Wie das Christenthum auch unmittelbar den aus dem Heidenthum stammenden Gebrauch dieser Symbole bekämpfte und unschädlich zu machen suchte, zeigt sich darin, daß in manchen Gegenden das Kreuz die Stelle des Hahns zwischen den Pferdeköpfen einnahm.

Wenn es gelungen ist, über so dunkele Verhältnisse einiges Licht zu verbreiten, so bedarf doch die Prüfung und die zu hoffende Bestätigung oder Berichtigung gar sehr weiterer Nachforschung, sowohl über die Verbreitung der Symbole und deren topographische Begrenzung, als über Aberglauben und Sagen, wenn dieselben, vielleicht schon veröffentlicht, dem Verfasser entgangen sind, oder hie und dort sich im Bewußtsein des Volkes erhalten haben, aber noch nirgends aufgezeichnet sind, wie dies vielleicht selbst in unserer nächsten Nähe der Fall sein kann. Denn wer sich mit Forschungen und Fragen dieser Art beschäftigt hat, weiß, wie schwer es ist, mit den Bewahrern alter Ueberlieferung sich in ein Verhältniß zu setzen, das sie zur Mittheilung bewegt. Möge daher diese Auseinandersetzung zugleich eine Aufforderung sein an Alle, die dazu im Stande sind, das Gegebene zu ergänzen!

Anzeige.

Von den früheren Schriften der Kgl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer sind noch vorräthig und durch den Director des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel, Dr. Klaus Groth, zu den nebenstehenden Preisen zu beziehen:

1. Ueber Alterthums-Gegenstände. Eine Ansprache, im Auftrage des Vorstandes entworfen und ausgearbeitet von F. v. Warnstedt. Kiel, 1835. 5 Ngr. oder 22 ß R.-M.
2. Sechster Bericht. Erstattet von dem Vorstande. Kiel, Januar 1841. Mit 2 Kupfertafeln. 5 Ngr. oder 22 ß R.-M.
3. Dreizehnter Bericht. Erstattet von dem Vorstande. Kiel, Januar 1848. Mit 2 lith. Tafeln. 5 Ngr. oder 22 ß R.-M.
4. Vierzehnter Bericht. Namens des Vorstandes im Januar 1849 erstattet von Prof. K. Müllenhoff. Kiel. Mit 1 Kupfertafel. 5 Ngr. oder 22 ß R.-M.
5. (Fünfzehnter Bericht.) Der Silberfund von Farve, beschrieben von Dr. Julius Friedländer und Prof. K. Müllenhoff. Kiel 1850. Mit 2 Kupfertafeln. 10 Ngr. oder 43 ß R.-M.
6. (Sechszehnter Bericht.) Zur Runenlehre. Zwei Abhandlungen von R. v. Liliencron und K. Müllenhoff, Professoren in Kiel. Halle, Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn in Schleswig), 1852. 15 Ngr. od. 64 ß R.-M.

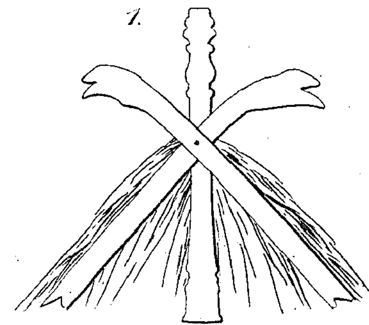
Die bisher von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte herausgegebenen Schriften sind zu den nebenstehenden Preisen durch die akademische Buchhandlung in Kiel oder direct vom Vorstand zu beziehen:

(NB. Die bei Nr. 4, 5, 6 u. 8 eingeklammerten niedrigen Preise gelten nur für Mitglieder der Gesellschaft, welche sich direct an den Vorstand wenden.)

1. Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. 5 Bde. Altona 1833—43. 8. zusammen für 2 ℛ preuß. oder 2 ℛ 64 ß R.-M., einzelne Bände für 15 Ngr. oder 64 ß R.-M.
2. Nordalbingische Studien, neues Archiv der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Neue Ausgabe ohne die Beilagen aus dem Handschriftenverzeichniß. 6 Bände. Kiel 1857. 8. zusammen für 4 ℛ preuß. oder 5 ℛ 32 ß R.-M., einzelne Bände für 1 ℛ preuß. oder 1 ℛ 32 ß R.-M.
3. Verzeichniß der Handschriften der Kieler Universitätsbibliothek, welche die Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein betreffen, von H. Ratjen. Separatausgabe. Kiel 1857. 8. 1ster Band, die Handschriften zur allgemeinen Geschichte, für 1 ℛ preuß. oder 1 ℛ 32 ß R.-M. 2. Band, die Handschriften zur speciellen Geschichte und zum Recht der Herzogthümer, für 2 ℛ preuß. oder 2 ℛ 64 ß R.-M.
4. Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen. Herausg. von Michelsen. Altona 1842. 8. für 2 ℛ preuß. oder 2 ℛ 64 ß R.-M. (1 ℛ 10 Ngr. oder 1 ℛ 75 ß R.-M.)
5. Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen. Herausgegeben von Michelsen. Altona 1842. 4. für 3 ℛ preuß. oder 4 ℛ R.-M. (2 ℛ pr. oder 2 ℛ 64 ß R.-M.)
6. Urkundensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte.
   - Band 1 mit Nachträgen, Register u. Glossar, redigirt von Michelsen und Waitz. Kiel 1839—1849. 4. für 6 ℛ 8 Ngr. oder 8 ℛ 34 ß R.-M. (4 ℛ pr. oder 5 ℛ 32 ß R.-M.)
   - Band 2 Abth. 1, redigirt von Michelsen. Kiel 1842. 4. für 1 ℛ preuß. oder 1 ℛ 32 ß R.-M. (20 Ngr. oder 85 ß R.-M.)
   - Band 2 Abth. 2, redigirt von Waitz. Kiel 1848. 4. für 2 ℛ 18 Ngr. oder 3 ℛ 45 ß R.-M. (1 ℛ 20 Ngr. oder 2 ℛ 21 ß R.-M.)
   - Band 2 Abth. 3, redigirt von Waitz. Kiel 1858. 4. für 1 ℛ 18 Ngr. oder 2 ℛ 13 ß R.-M. (1 ℛ preuß. oder 1 ℛ 32 ß R.-M.)
   - Band 2 Abth. 4, Register. Kiel 1858. 4. für 1 ℛ preuß oder 1 ℛ 32 ß R.-M. (20 Ngr. oder 85 ß R.-M.)
   - Band 3 Abth. 1, Diplomatarium des Klosters Ahrensbök, bearbeitet von Jessien. Kiel 1852. 4. für 1 ℛ 12 Ngr. oder 1 ℛ 83 ß R.-M. (27 Ngr. oder 1 ℛ 19 ß R.-M.)
7. Das Taufbecken der Kieler Nicolaikirche, von Nitzsch. 1856. für 8 Ngr. oder 34 ß R.-M.
8. Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Bd. I., II. u. III., Kiel 1858, 1859 u. 1860. Jeder 3 ℛ pr. od. 4 ℛ R.-M. (2 ℛ pr. od. 2 ℛ 64 ß R.-M.) Einzelne Hefte zur Completirung werden, so weit möglich, à 1 ℛ preuß. oder 1 ℛ 32 ß R.-M. abgegeben.

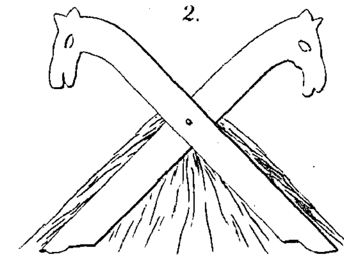
Pferdeköpfe udgl. auf Bauerhäusern.

1.



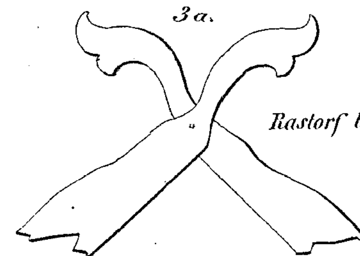
Westphalen.

2.



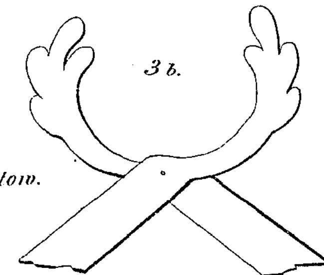
Bei Minden und westlich von der Weser bis Bremen.

3a.

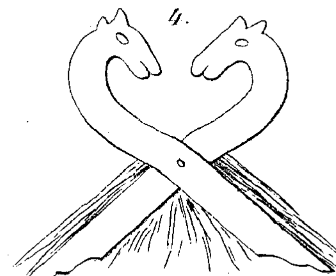


Rastorf bei Gartow.

3b.

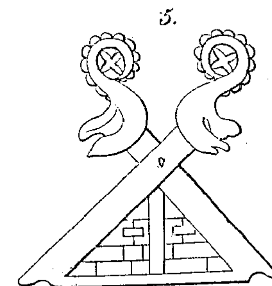


4.



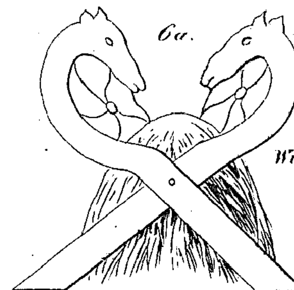
Lüneburger Haide.

5.



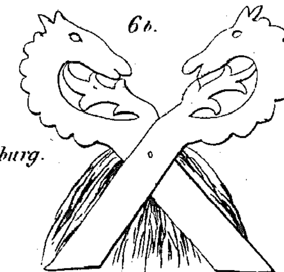
Im Alten Lande.

6a.



Wilstorf bei Harburg.

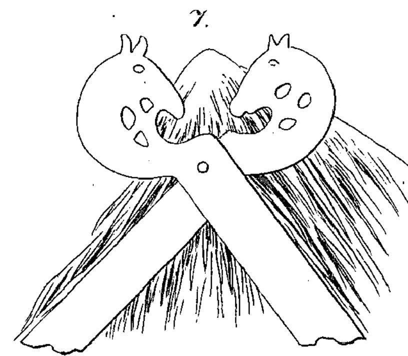
6b.



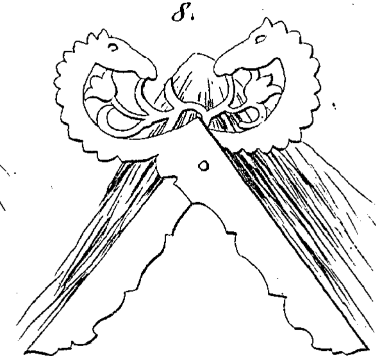
Lith. Anst. v. C. F. Mohr in Kiel

Kiel, 1860.

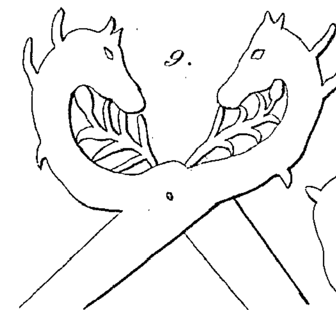
Pferdeköpfe udgl. auf Bauerhäusern.



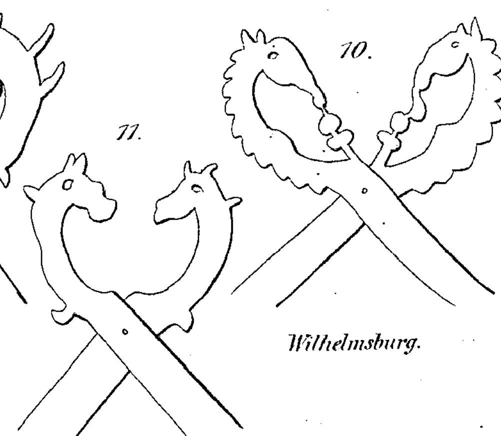
Moorburg.



Alten Werder.

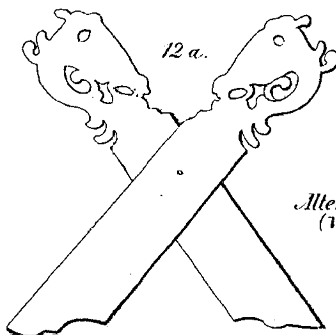


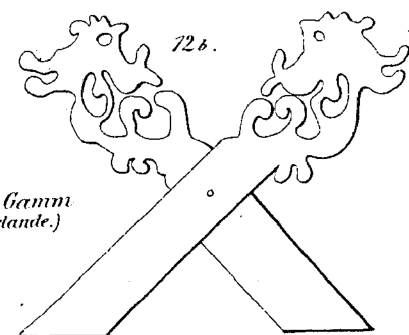
Wilhelmsburg.



Wilhelmsburg.

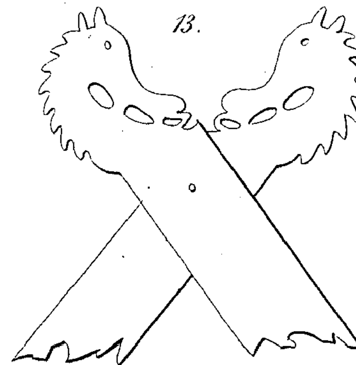
Billwerder.



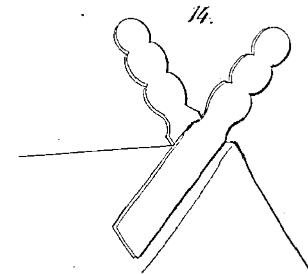


Alten Gamm (Vierlande.)

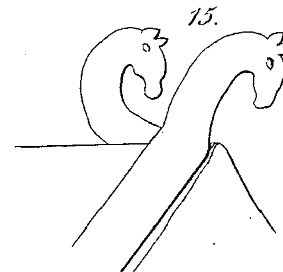
Pferdeköpfe udgl. auf Bauerhäusern.



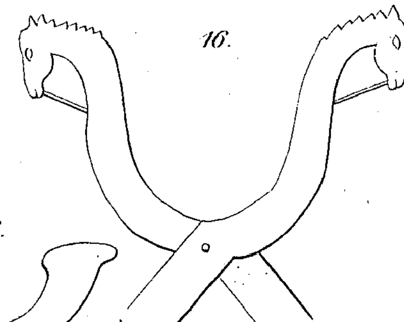
Aumühle im Sachsenwalde.



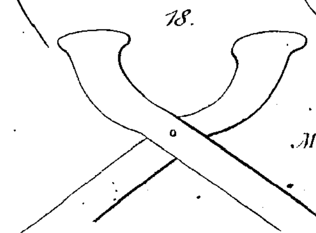
bei Glückstadt.



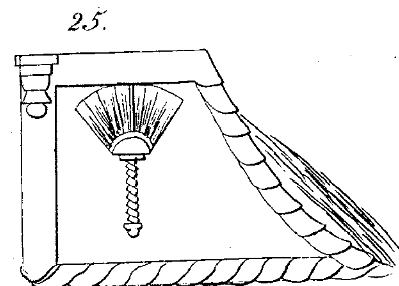
Süder Ditmarschen.



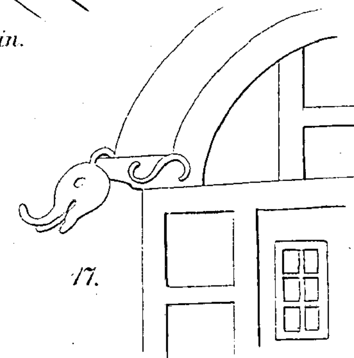
Mittleres Holstein.



Östliches Holstein.

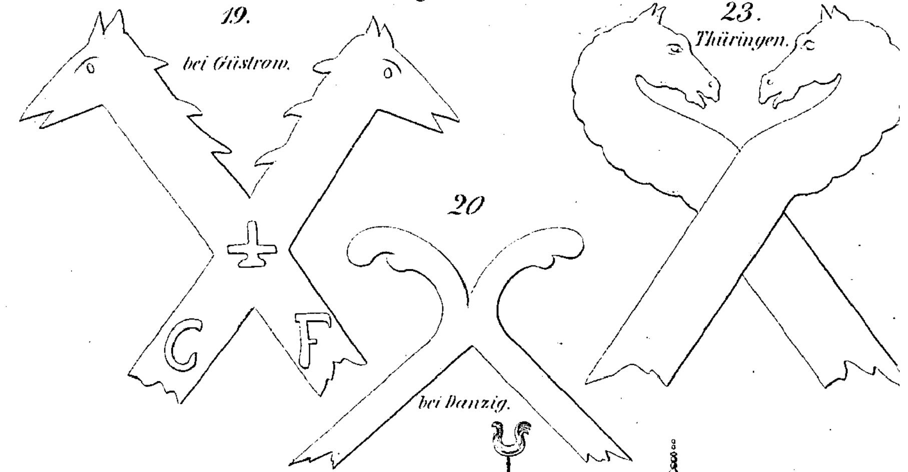


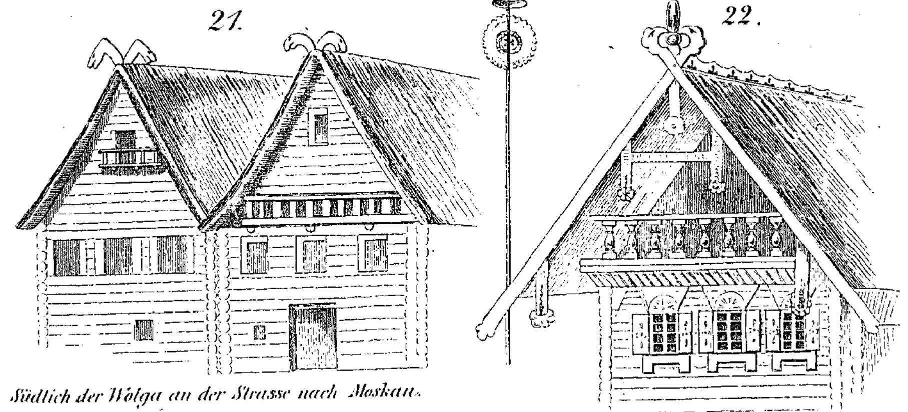
Vierlande (Donars Besen.)

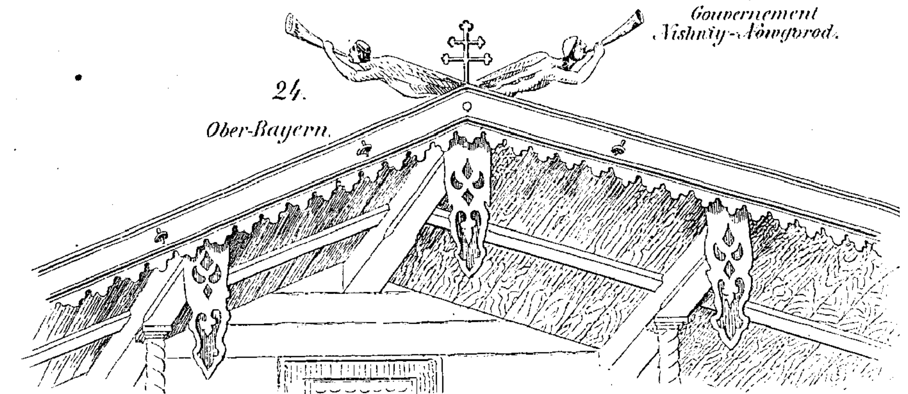


Grumby in Angeln.

Pferdeköpfe udgl. auf Bauerhäusern.







 Lith. Anst. v. C. F. Mohr in Kiel

Der Donnerbesen.

Von

Professor **Chr. Petersen**

in Hamburg.

Als XXI. Bericht der Kgl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer.

(Separat-Abdruck aus den „Jahrbüchern für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg", redigirt von Th. Lehmann und Dr. Handelmann, Bd. V., S. 225–264.)

Mit 7 Steindrucktafeln.

Kiel 1862.

In Commission der akademischen Buchhandlung.

Anzeige.

Von den früheren Schriften der Kgl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer sind noch vorräthig und durch die akademische Buchhandlung in Kiel zu den nebenstehenden Preisen zu beziehen:

1. Ueber Alterthums-Gegenstände. Eine Ansprache, im Auftrage des Vorstandes entworfen und ausgearbeitet von F. v. Warnstedt. Kiel 1835. 5 Ngr. oder 22 ß R.-M.

1. a. Ueber Alterthums-Gegenstände rc. Zweite mit einem Nachtrag vermehrte Ausgabe. Kiel 1861. Mit 3 lith. Münztafeln und 2 antiquarischen Karten. 12 Ngr. oder 51 ß R.-M.

2. Sechster Bericht. Erstattet von dem Vorstande. Kiel, Januar 1841. Mit 2 Kupfertafeln. 5 Ngr. oder 22 ß R.-M.

3. Dreizehnter Bericht. Erstattet von dem Vorstande. Kiel, Januar 1848. Mit 2 lith. Tafeln. 5 Ngr. oder 22 ß R.-M.

4. Vierzehnter Bericht. Namens des Vorstandes im Januar 1849 erstattet von Prof. Karl Müllenhoff. Kiel. Mit 1 Kupfertafel. 5 Ngr. oder 22 ß R.-M.

5. (Fünfzehnter Bericht.) Der Silberfund von Farve, beschrieben von Dr. Julius Friedländer und Prof. K. Müllenhoff. Kiel 1850. Mit 2 Kupfertafeln. 10 Ngr. oder 43 ß R.-M.

6. (Sechszehnter Bericht.) Zur Runenlehre. Zwei Abhandlungen von R. v. Liliencron und K. Müllenhoff, Professoren in Kiel. (Halle, 1852) Kiel. 15 Ngr. od. 64 ß R.-M.

7. (Siebzehnter Bericht.) Zur Kunde vaterländischer Alterthümer. S. H. L. antiquarische Mittheilungen vom Jahr 1859. Kiel. Mit 1 Steindrucktafel. 15 Ngr. oder 64 ß R.-M.

8. (Achtzehnter Bericht.) Zur Kunde vaterländischer Alterthümer. S. H. L. antiquarische Mittheilungen vom Jahr 1860. Kiel. Mit 1 Steindrucktafel. 7½ Ngr. oder 32 ß R.-M.

9. (Neunzehnter Bericht.) Die Pferdeköpfe auf den Bauerhäusern, besonders in Norddeutschland. Von Professor Chr. Petersen in Hamburg. Kiel 1860. Mit 4 Steindrucktafeln. 22½ Ngr. oder 1 ℛ R.-M.

10. Zwanzigster Bericht. Namens des Vorstandes im Januar 1861 herausgegeben von Dr. Heinrich Handelmann. Kiel. Mit 5 Steindrucktafeln. 15 Ngr. oder 64 ß R.-M.

11. (Einundzwanzigster Bericht.) Der Donnerbesen. Von Professor Chr. Petersen in Hamburg. Kiel 1862. Mit 7 Steindrucktafeln. 18 Ngr. oder 77 ß R.-M.

12. Zweiundzwanzigster Bericht. Erstattet von dem Vorstande am 15. März 1862. Kiel. Mit 1 Tafel. 6 Ngr. oder 26 ß R.-M.

Die bisher von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte herausgegebenen Schriften sind zu den nebenstehenden Preisen durch die akademische Buchhandlung in Kiel oder direct vom Vorstand zu beziehen:

(NB. Die bei Nr. 3, 8, 9 u. 10 eingeklammerten niedrigen Preise gelten nur für Mitglieder der Gesellschaft, welche sich direct an den Vorstand wenden.)

1. Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. Redigirt von Michelsen und Asmussen. 5 Bde. Altona 1833–43. 8. für 2 ℘ preuß. oder 2 ℘ 64 β R.-M., einzelne Bände für 15 Ngr. oder 64 β R.-M
2 Nordalbingische Studien. Neues Archiv der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Neue Ausgabe ohne die Beilagen aus dem Handschriftenverzeichniß. 6 Bände. Kiel 1857. 8. für 4 ℘ preuß. oder 5 ℘ 32 β R.-M., einzelne Bände für 1 ℘ preuß. oder 1 ℘ 32 β R.-M.
3. Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Dritte Folge des Archivs der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Redigirt von Lehmann und Handelmann. Bd. I—V. Kiel 1858–62. 8. Jeder Band 3 ℘ pr. oder 4 ℘ R.-M. (2 ℘ pr. oder 2 ℘ 64 β R.-M.)
4. Das Taufbecken der Kieler Nicolaikirche, von K. W. Nitzsch. Kiel 1856. 8. für 8 Ngr. oder 34 β R.-M.
5. Verzeichniß der Handschriften der Kieler Universitätsbibliothek, welche die Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein betreffen. Von H. Ratjen. Separatausgabe. Kiel 1857. 8.
   Bd. I: Handschriften zur allgemeinen Geschichte, für 1 ℘ preuß. oder 1 ℘ 32 β R.-M.
   Bd. II: Handschriften zur speciellen Geschichte und zum Recht, nebst Register, für 2 ℘ preuß. oder 2 ℘ 64 β R.-M.
6. Die Nordfriesische Sprache nach der Föhringer und Amrumer Mundart. Wörter, Sprichwörter und Redensarten nebst sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, und Sprachproben von Chr. Johansen. Kiel 1862. 8. für 1 ℘ 18 Ngr. oder 2 ℘ 13 β R.-M.
7. Quellensammlung der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte.
   Bd. I: Chronicon Holtzatiae, auctore Presbytero Bremensi. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Kiel 1862. 8. für 1 ℘ $7^1/_2$ Ngr. oder 1 ℘ 64 β R.-M.
8. Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen. Herausgegeben von Michelsen. Altona 1842. 8. für 2 ℘ preuß. oder 2 ℘ 64 β R.-M. (1 ℘ 10 Ngr. oder 1 ℘ 75 β R.-M.)
9. Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen. Herausgegeben von Michelsen. Altona 1842. 4. für 3 ℘ preuß. oder 4 ℘ R.-M. (2 ℘ pr. oder 2 ℘ 64 β R.-M.)
10. Urkundensammlung der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte.
   Bd. I mit Register, redigirt von Michelsen und Waitz. Kiel 1839–1849. 4. für 6 ℘ 8 Ngr. oder 8 ℘ 34 β R.-M. (4 ℘ pr. oder 5 ℘ 32 β R.-M.)
   Bd. II mit Register, redigirt von Michelsen und Waitz. Kiel 1842—58. 4. für 6 ℘ 6 Ngr. oder 8 ℘ 26 β R.-M. (4 ℘ pr. oder 5 ℘ 32 β R.-M.)
   Bd. III, Abth. 1: Diplomatarium des Klosters Ahrensbök, bearbeitet von Jessien. Kiel 1852. 4. für 1 ℘ 12 Ngr. oder 1 ℘ 83 β R.-M. (27 Ngr. oder 1 ℘ 19 β R.-M.)

Der Donnerbesen.

Mit diesem Namen habe ich eine besenartige Verzierung bezeichnet, die sich an vielen Häusern in den Vierlanden, an der den Wegen und Deichen zugekehrten Giebelseite, findet.*) Die damals nur beiläufig ausgesprochene Vermuthung über die Bedeutung dieses Emblemes hat mir manche Mittheilungen zugeführt, und mich zu weiteren Nachforschungen veranlaßt, die den Gegenstand, wenn auch nicht mit völliger Sicherheit aufklären, doch von so verschiedenen Seiten beleuchten, daß die Zusammenstellung und Erörterung derselben Einiges beitragen wird, die Dunkelheit, die über den Glauben unserer Vorfahren verbreitet ist, zu erhellen.

Zunächst hat sich die Vermuthung bestätigt, daß dies einst ohne Zweifel bedeutungsvolle Emblem sich auch außerhalb der Vierlanden wiederfinden werde. So verbreitet als in den Vierlanden, ist es allerdings anderswo noch nicht nachgewiesen. Da findet es

*) Vgl. meine Abhandlung: „Die Pferdeköpfe auf den Bauerhäusern" im III. Bande der Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg; Separatabdruck als XIX. Bericht der Königl. S. H. L. Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer (Kiel 1860) S. 66 und Abbildung 25.

sich am häufigsten in den Dörfern Achterschlag, Horst und Neuen-Gamm. Die Häuser in den Vierlanden zeigen, so fern sie nicht in neuerer Zeit umgebaut sind, Sächsische Bauart. Von den Häusern in Holstein-Lauenburg und im Lüneburgschen weichen sie besonders darin ab, daß die große Thür, durch welche die Korn- und Heuwagen einfahren, nicht an der Seite des Weges oder Deiches liegt, sondern in dem entgegengesetzten Giebel, was seinen natürlichen Grund darin hat, daß in der Regel jedes Bauernhaus sein Land hinter sich hat, also von hinten Alles einzubringen ist. Die älteren Häuser sind sämmtlich von Fachwerk gebaut, das Strohdach fällt nach allen vier Seiten herab, an den Giebelseiten aber nicht so tief, als an den Langseiten. An vielen, auch alten Vierländer-Häusern sind, wie auch die Abbildung (Nr. I) zeigt, an den Giebelseiten zwei Reihen Fenster übereinander. Die besenartige Verzierung nun, deren Bedeutung wir suchen, ist bald in den schrägen Eckfächern, mit welchen der Giebel das Strohdach der Langseiten berührt, und zwar zu beiden Seiten*), oder in den nächsten viereckigen Fächern neben der oberen Fensterreihe angebracht. Dieselbe kommt in zwiefacher Weise ausgeführt vor. Entweder sind nur die Mauersteine in der flachen Wand so gelegt und geformt, daß die Kalkfugen die Gestalt eines Besens mit einem kurzen Stiel darstellen, wie Nr. 3 a, oder es ragt dieselbe in Kalk oder Sandstein als Relief von der Mauer hervor. Diese Art ist häufiger und schärfer ausgeprägt, wie die Abbildungen Nr. 1, 5 und 6 erkennen lassen. Es sind nicht nur die einzelnen Zweige, die den Besen ausmachen, deutlich zu unterscheiden, sondern dieselben sind auch, wie Nr. V am Hause des Herrn Bünsow in Achterschlag zeigt, eben so deutlich nach beiden Seiten hin mit Blättern versehen.**) Der Stiel ist kurz und gedreht oder gewunden, unten mit einem

*) Siehe die Abbildung Nr. 25 zu der Schrift über die Pferdeköpfe.

**) Von den Besen dieser Art war es nicht möglich, eine Abbildung zu geben, welche die Wirklichkeit genau wiedergibt. Da nämlich die ganze Figur weiß übertüncht, an den erhabensten Stellen aber vom Regen die Tünche ganz weggewaschen ist, erscheinen dieselben, obgleich sie das meiste Licht haben, dunkel, die Vertiefungen aber, die im Schatten liegen, weil sich da die Tünche erhalten hat, hell.

Knopf versehen. In Neuengamm aber besteht der Besen nicht aus Zweigen, die Blätter haben, sondern verschobene Vierecke, die sich dicht an einander schließen und, da dieselben nach beiden Seiten abgerundet sind, wie gewunden aussehen. Herrn Lehrer W. P. Fick daselbst verdanke ich die Zeichnung Nr. 6. Die Höhe der Besen (mit Stiel) ist verschieden: bei den flachen in Backsteinen gebildeten mitunter nicht viel über einen Fuß; bei den in Relief gearbeiteten, das 2—3 Zoll hervortritt, 2—3 Fuß. Was als Zweig oder Stengel erscheint, ist vertieft, die Blätter oder blattartigen Lappen sind erhaben gearbeitet. Wo, wie in Neuengamm, der Besen selbst aus Sandstein besteht, ist der Stiel meistens von Stuck angefügt.

Mit dieser Art des Besens aus Reisern stimmt sehr die Darstellung am Hause des Herrn Kedenburg, Ackerbürgers in Uetersen, überein, dessen Abbildung mir Herr Diermissen daselbst mitzutheilen die Güte gehabt hat. Das Haus ist auch aus Fachwerk gebaut, hat aber einen steilen, nicht mit einem Dach abgeschrägten Giebel. Die Thüre liegt nicht in der Mitte, die Besen sind in viereckigen Fächern oberhalb der Thür angebracht, entsprechen einander aber in der Lage nicht genau, indem der Besen rechts im dritten Fach von der schrägen Seite des Giebels angebracht ist, der andere im vierten. Sie sind zwar in Backsteinen ausgeführt, aber nicht in der flachen Mauer, sondern reliefartig erhoben, wie denn auch der Stiel gewunden ist, aber ohne Knopf. Abbild. Nr. 2. Das Haus ist, wie die über der Thür angebrachte Inschrift (Claus Siebke. Metta Siebke. 1697 den 12. Junius) zeigt, bald 165 Jahr alt. An eine etwanige Uebertragung aus den Vierlanden, läßt die wesentlich verschiedene Bauart nicht denken, und das um so weniger, da das Emblem auch in einer andern Gegend Holsteins vorkommt.

Die Nachweisung drei anderer Beispiele verdanke ich der Aufmerksamkeit des Herrn F. H. W. Büsch in Kattendorf, Kirchspiels Kaltenkirchen. Alle sind in der flachen Mauer in Ziegelsteinen durch die Mauerfugen dargestellt. Das Nr. 3 abgebildete Haus liegt im Dorfe Klein Wiesen bei Kaltenkirchen. Auch dieses ist verhältnißmäßig alt, nämlich (nach der über der Thür stehenden

Jahreszahl Ao. 1766) bald 100 Jahr, in Fachwerk ausgeführt, der obere Theil des Giebels indeß wie bei den vorhergenannten mit Brettern verkleidet, eine Bauart, die auch im mittleren Holstein nicht selten ist, namentlich in der Umgegend von Neumünster und Bordesholm. Die Besen befinden sich zwar auch an der Giebelseite, die der Straße zugekehrt ist, aber neben der großen Thür, und es sind deren drei, an einer Seite zwei, an der anderen nur einer, indem die dem zweiten entsprechende Stelle durch eine kleine Nebenthür eingenommen wird. Das andere Beispiel ist am Hause des Hufners Johann Moller in Kaltenkirchen. Dasselbe hat aber nur einen Besen und zwar westlich, neben der südlich der Straße zugekehrten Seitenthür (Blangdör) an der Langseite des Hauses. Der Besen ist nur in der flachen Mauer durch Ziegelsteine und die dazwischen befindlichen Mauersteine dargestellt. Er ist nach einem genauen Abriß, den Herr Organist A. B. Hanssen anzufertigen die Güte gehabt hat, 22 Zoll hoch und, wo er am breitesten, 15 Zoll breit. Derselbe ist in der Abbildung Nr. 4 in verkleinertem Maaßstabe wiedergegeben. Ueber das letzte mir bekannt gewordene Beispiel am Hause des Herrn Schümann in Henstedt, Kirchspiels Kaltenkirchen, fehlen mir genauere Angaben. Noch weniger bin ich im Stande, die weitere Verbreitung des Ornaments mit Sicherheit nachzuweisen, obgleich mir verschiedene Freunde gesagt, sie glaubten dasselbe auch in anderen Gegenden Holsteins gesehn zu haben, und daß dasselbe in einigen Orten fast das Aussehn von Windmühlenflügeln habe.

In der Gegend von Lensahn soll an einem Hause Besen und Axt zusammen dargestellt sein, was demnächst seine Erklärung finden wird, aber mit den vorherbesprochenen Besen wohl nur im entfernten Zusammenhang steht.

Eine ähnliche Figur kommt auch in Wappen vor. Namentlich habe ich sie in mehreren Wappen Hadelner Bauern gefunden, mit denen die Kirchenstühle im Dorfe Altenbruch geziert sind. Unter den Wappen, die Herr Superintendent Pfaff daselbst für mich abzeichnen zu lassen so freundlich gewesen ist, findet sich eines der Art, Claus Bull 1702 unterschrieben. Es besteht aus zwei Feldern, davon eins eine Hausmarke mit dem Namenszuge, das

andere einen Wedel, weiß mit schwarzem Stil auf rothem Grunde enthält und den Wedel über dem Wappen wiederholt. Das dort auch vorkommende von der Meden'sche Wappen besteht aus einem einzigen blauen Felde, in dem sich ein ebenfalls weiß gezeichneter Wedel findet, der sich als Helmzierde zweimal wiederholt. Als Wappen einer gleichnamigen adligen Familie kommt es in der Kirche zu Lüdingsworth und im Kloster Neuenwalde vor. — Aus dem Lande Hadeln stammt die Hamburgische Familie von der Meden, deren Ahnherr schon 1638 von da eingewandert ist, und auch in deren Wappen findet sich dieser von Wappenkundigen sogenannte „Wedel in gleicher Weise."

Für das hohe Alter des Emblems im Wappen spricht die Uebereinstimmung des Wappens der Hadelnschen Bauernfamilie von der Meden mit dem der adeligen Familie von der Mehden, die nach L. Mushard („Denkmal der hochadeligen Geschlechter vom Herzogthum Bremen und Verden." Bremen 1705 fol. S. 402), um 1560 zu Bentwisch im Lande Kehdingen ansässig war. Da wird nur noch bemerkt, daß die Familie aus Curland stammen solle. Allein da der Curländische, wie der Liefländische, Adel meist aus Niederdeutschland stammt, so ist es viel wahrscheinlicher, daß umgekehrt die Curländische Familie ein Zweig der Bremischen ist. Wie Mushard den Wedel als silberweiß mit goldenen Stil angibt und für einen Feuerwedel (Grapenpüster) erklärt, so hat der Maler den Wedel des Bullschen Wappens eben so angesehen, denn die weiße Farbe läßt die Federn erkennen, aus denen ein solcher Wedel besteht. Ob diese Auffassung aber die ursprüngliche ist, scheint mir fraglich. Es kann ein Mißverständniß sein, entstanden in Zeiten, da ein Besen zu unwürdig schien für ein Wappenzeichen.

Die Heraldik ist selten im Stande über ihre Embleme sichere Auskunft zu geben, weil sie, zumal solche, die nicht einzelnen Wappen eigenthümlich sind, sondern in verschiedenen Wappen vorkommen, aus einer nicht mehr bestimmbaren Zeit stammen. Doch läßt dieses öftere Vorkommen auf eine Bedeutsamkeit und Wichtigkeit des Emblems in früherer Zeit schließen. Für die Verwandtschaft mit dem beschriebenen Ornament an Häusern, spricht freilich außer der Gestalt der Name: Wedel, d. h. Gebüsch, Busch, so fern jenes sich als ein

Büschel zu erkennen gibt. Da neben den Hausmarken in den Wappen von Altenbruch auch andere mythologische Symbole vorkommen, namentlich Kesselhaken, so schien es mir der Erwägung werth zu sein, ob hier ursprünglich nicht derselbe Besen gemeint sein könne, der als Emblem an Häusern nachgewiesen ist. Dies darf, wenn nicht als wahrscheinlich, wenigstens als möglich bezeichnet und den Heraldikern zur weitern Erforschung empfohlen werden.

Um die Bedeutung dieser besenartigen Figur, deren Alter durch Verbreitung und verschiedenartige Verwendung genügend bezeugt scheint, zu finden, ist es erforderlich, so fern wir einen heidnischen religiösen Ursprung voraussetzen dürfen, die so gestalteten Geräthe und Symbole, die aus dem Heidenthum stammen, in Betracht zu ziehn. Mir sind deren fünf zur Kenntniß gekommen: der gewöhnliche Birkenreisbesen, Vogelbeerbaumzweige, Haselreiser, Krautwisch oder Weihbüschel und der Palmbesen. Der gewöhnliche Besen spielt eine scheinbar so verschiedene Rolle, daß es bis jetzt nicht gelungen ist, die zum Grunde liegende Vorstellung mit Sicherheit zu bestimmen. Der verbreitetste Aberglaube ist, daß in der Walpurgisnacht (der Nacht vor dem ersten Mai) die Hexen auf Besen, Elsterschwänzen, Ofengabeln, Mistgabeln, Butterfässern und Ziegenböcken auf den Blocksberg, der gewöhnlich für den Brocken genommen wird, aber in verschiedenen Gegenden verschiedene Berge bedeutet, oder auch nach anderen Höhen reiten, um mit dem Teufel in Gestalt eines Bockes ein Fest zu feiern, wo sie einen Tanz aufführen (W. v. Waldbühl, Die Wesen der niederrheinischen Sagen. Elberfeld 1857. S. 26 und 31 u. s. w.), auch, namentlich vom Brocken, den Schnee wegtanzen. Von da ziehn sie nach allen Richtungen aus, um Schaden zu stiften. Um sich dagegen zu schützen, verschließt man in dieser Nacht nicht nur die Thüren besonders sorgfältig, sondern legt auch Besen vor die Schwelle und zeichnet Kreuze auf Thüren und Fensterladen. (A. Wuttke, der deutsche Volksaberglaube. Hamburg 1860 S. 20 § 24, S. 98 § 146, S. 118 § 186; Kuhn und Schwartz Norddeutsche Sagen und Gebräuche § 35 u. 37, S. 376.)

Am Tage des ersten Mais, oder im nördlichen Deutschland häufig erst am 12. Mai, dem alten Maitag des Julianischen

Kalenders, pflegen die Kühe ausgetrieben zu werden. Dabei finden in verschiedenen Gegenden verschiedene abergläubische Gebräuche statt, um das Vieh vor Behexung zu schützen oder damit die Kühe reichlich Milch geben. Um den ersten Zweck zu erreichen legt man in der Altmark ein frisches Ei und ein Beil unter die Schwelle, (Mannhardt Germ. Mythen S. 11); in Westphalen einen Besen, der in den Zwölften d. i. den Tagen zwischen Weihnachten und Heilig drei König gebunden sein muß, auf die Schwelle, in anderen Gegenden eben dahin Besen und Axt gekreuzt. (A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westphalen Bd. II, S. 28 § 75.) Im mittleren Holstein legt man, wenn die Kühe zum ersten Mal ausgetrieben werden, eine Harke, eine Forke und eine Sense kreuzweis über einander und treibt die Kühe darüber hin. In den Vierlanden nimmt man statt der Sense einen Besen. (Mittheilung des Herrn Lehrers W. P. Fick in Neuengamme.) Im östlichen Holstein, namentlich im Lande Oldenburg, z. B. Gut Clausdorf, werden beim Austreiben ein Dornbusch, ein Besen und ein Hufeisen in die Thür gelegt (wie mein Schwager Dr. H. Petersen in Oldenburg mir mitgetheilt hat. Vgl. S. H. L. Jahrbücher V, S. 86). Ebenso in Ostpreußen, Hessen und Schlesien (Wuttke S. 143 § 233). Auch zeichnet man den Kühen mit Theer ein Kreuz vor den Kopf (Kuhn II, S. 62 § 189) oder drückt ihnen mit einer geweihten Kerze ein Kreuz auf die Stirn (S. 157 § 443).

Der Besen ist aber auch bei anderen Gelegenheiten im Allgemeinen eine Schutzwehr gegen Hexen und böse Geister. So machen zwei Besen über Kreuz gelegt den Hexen und anderen bösen Geistern den Eintritt und das Einwirken auf Haus und Stall unmöglich. (Wuttke a. a. O. S. 98, § 146.) Auch legt man einen Besen oder zwei kreuzweise vor die Stubenthür. Und ein Besen muß jeder Zeit in der Stube stehn, aber verkehrt mit dem Stiel nach unten (S. 139, § 222.) Ein Besen umgekehrt gegen die Thür gestellt, läßt nichts Fremdes herein, auch wenn die Thür nicht verschlossen ist. (Kuhn II, S. 61, § 185.) Glaubt Jemand sich oder sein Vieh behext, so legt er einen alten Besen vor seine Thür, und wer darüber stolpert, ist der Böse. — Sind die Hühner behext, daß sie Windeier legen, so muß man das Futter in einen neuen

Besen streuen und die Hühner es aus demselben heraussuchen lassen. (Mittheilung des Herrn Fick in Neuengamme.) Es wird in Westphalen, wenn die Hebamme das Kind zur Taufe trägt, eine Axt und ein Besen kreuzweis vor die Thür gelegt, darüber mußte sie mit dem Kinde fortschreiten. So konnten böse Wesen dem Kinde keinen Schaden thun. (Kuhn, S. a. W. II, S. 34 § 93). Eben so in Ostpreußen (Wuttke § 197, § 346). Mit einem Besen soll man nach Westphälischen Aberglauben kein lebendes Wesen schlagen, wohl mit dem Stiel. Denn wie der Besen verschleißt, vergeht das Lebendige (Kuhn, S. 189, § 535.) In Ostpreußen, Hessen und Schlesien läßt man das Vieh, wenn es zu Markt gebracht oder von demselben heim gebracht wird, über eine vor die Stallthür gelegte Axt oder einen Besen hinweg schreiten, sonst wird das Vieh schlecht oder krank (Wuttke S. 143 § 233). Wenn die Kuh blutige Milch gibt, so melkt man sie in Schlesien durch einen Besen (S. 169, § 292.) Bei Vertreibung der Viehbehexung wird in Thüringen ein Besen nach allen Seiten geschwungen. In Rheinpreußen herrscht der Glaube, daß man Zahnschmerzen los werden kann, wenn man einen Besen in die Kirche legt, sie gehen auf den über, der zuerst darüber schreitet (Wuttke S. 98, § 146). Gegen Zahnweh zieht man, nach einem in den Vierlanden bei Hamburg erhaltenen Aberglauben, aus einem neuen Besen ein Reis, verbrennt dasselbe an einem Lichte und wischt den austräufelnden Saft in die Zähne und wirft dann das Uebrige des Reises über den Kopf, alles stillschweigend. (Mittheilung des Herrn Fick.)

Aber nicht blos Böses wird durch den Besen abgehalten, sondern er bringt auch Glück nach verschiedenen Arten des Aberglaubens. Wenn man seine Wohnung wechselt, muß man zuerst in die neue Wohnung Salz, Brot und einen alten Besen tragen, so hat man immer das tägliche Brot; so in der Mark. (Wuttke S. 176 § 306.) Will man Wind machen, so muß man einen alten Besen verbrennen (Mark), und hat man einen widrigen Wind, so wirft man beim Begegnen eines Schiffes einen alten Besen in dasselbe, dann springt der Wind um und das andere Schiff bekommt den widrigen Wind (S. 186 § 326). Eigenthümlich ist die in und bei Hamburg vorkommende Sitte, wenn beim Richten eines Hauses die Bauleute nicht bewirthet werden, statt des sonst üblichen Kranzes, einen alten Besen oben auf den First zu stecken (Mittheilung des Herrn Fick.) Um einen Wechselbalg zu entfernen, muß man, ohne denselben mit der Hand berührt zu haben, die Wiege umkehren, daß er herausfällt und ihn dann mit einem alten Besen zur Thür hinausfegen, dann kommen die Zwerge und bringen das geraubte Kind wieder (Görlitz; s. Wuttke D. A. S. 196, § 344.)

Mit diesem Glauben an eine Unheil überwindende und Segen bringende Kraft des Besens, zumal des alten Besens, scheint es im Widerspruch zu stehn, wenn es heißt: Man darf das Kind nicht mit einer Ruthe strafen, die aus einem schon gebrauchten Besen gemacht ist, auch nicht mit einer Weidenruthe, oder überhaupt nicht mit einem Besen, sonst bekommt es die Auszehrung (Wetterau, Westphalen, Oberlausitz, Schlesien. Wuttke S. 201 § 357.) Allein es mag dabei in Betracht kommen, daß hier der Besen, der eben nur Heil bringen soll, zur Strafe angewandt wird. Ob hiermit auch die in Holstein noch jetzt übliche Sitte zusammenhängt, am Fastnachtsmontage einander mit Ruthen, die mit bunten Bändern geschmückt sind, zu wecken, worauf der Weckende den Anspruch begründet, daß der Geweckte ihn mit heißen Wecken, einem für diesen Tag gemachten Gebäck, beschenke, wage ich nicht zu sagen, wie mir auch der Sinn des Gebrauchs dunkel ist. (Vgl. S. H. L. Jahrbücher V, S. 187.)

Andere Gebräuche zeigen die religiöse Bedeutung des Besens im Allgemeinen, und wohl auch die Beziehung auf einen bestimmten Gott unserer Vorfahren, der aber erst durch Vergleichung aller Ueberlieferungen erkannt werden kann. Ueberbleibsel solcher ursprünglich heidnischer Festfeier dürfen in folgenden Festen erkannt werden: Im Harz werden beim Johannisfeuer brennende Besen geschwungen (Pröhle Harzbilder S. 67); in der Eifel beim Michalisfeuer. (Schmitz, Sitten und Sagen S. 45; vgl. Kuhn a. a. O. § 306 S. 99, § 404 S. 135 Westph.) Um das Südwend-, Sommerwend- oder Johannisfeuer tanzen, nachdem mit gewissen Sprüchen Blumen hineingeworfen sind, in Niederösterreich die Burschen mit brennenden Besen, die zu diesem Zwecke in Pech getaucht

sind; in Eisenberg im Erzgebirgischen laufen Knaben mit Besen, die sie an demselben angezündet, um ein solches Feuer. (Vernaleken Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859. S. 307, 308.) Damit mag auch folgende in Dänemark erhaltene Sitte zusammenhängen, die mir Herr Dr. Handelmann mitgetheilt hat. Es ist dies der „Kostedandsen“ (der Besentanz) welcher auf der Insel Falster, besonders Kirchspiel Tingsted, gebräuchlich ist.

„Der Besentanz ist ein Solotanz, welchen nur wenige ausführen können, da er große Behendigkeit erfordert. Er wird bei Erntegilden angewandt, wenn jemand ihn zu probiren wagt. Der Tänzer bekommt einen gewöhnlichen Reisbesen mit langem Stiel. Den Stiel steckt er zwischen die Beine und hält ihn mit der einen Hand; dann spielt der Musikant auf, und so wechselt er den Stiel in die andere Hand und springt zugleich behende über den Besenstiel, während dieser aus einer Hand in die andere geworfen wird, und der Besen selbst ist in einem beständigen Fegen, wie wenn Korn abgefegt wird, so daß man es kaum für möglich halten kann, wie ein Bauerbursche bei der täglichen groben Arbeit solche Behendigkeit erlangen kann. Hier müssen Hand und Fuß im Takte mitfolgen, denn kommt der Tänzer aus dem Takt heraus, so wird er unfehlbar den Besen verlieren oder darüber fallen. Dies ist der einzige echt originale Tanz, welchen ich gesehn habe; die anderen sind fremd, mit Ausnahme des Syvspring (Siebensprung.)“ (Wörtliche Uebersetzung aus Svend Grundtvig, gamle danske Minder II. Sammlung, Kopenhagen 1857, S. 105.)

Ebenso tritt die allgemeinere Bedeutung des Besens in seiner Verbindung mit den Maibäumen hervor. In verschiedenen Gegenden Westphalens, Schwabens und Belgiens nämlich werden am Maitage Birkenbäume vor den Häusern errichtet, die in einigen Gegenden mit Kränzen von Wiesenblumen, in anderen mit weißen Besen von geschältem Holz geschmückt werden. Kuhn, Sagen aus Westphalen II § 439—441 S. 156. Mannhardt a. O. S. 17, Anm. 8. An einigen Orten werden an diesem Tage auch die alten Besen verbrannt. Besonders bemerkenswerth ist die Sitte, daß im Lüdenscheid'schen am ersten Pfingsttage den Kühen weiße Besen mit weißem Stiel aus Horn gebunden werden, manchmal zwei, ein größerer

und ein kleinerer: mit diesen Besen wird in einzelnen Ortschaften durchs Haus gekehrt, worauf man sie vor, über oder neben der Kuhstallthür aufhängt. Diese Besen werden auch mit Eichen- und Stechpalmenzweigen, so wie mit Goldschmeele (briza) geschmückt. (Kuhn § 467 und 468, S. 167.)

Da die Besen gewöhnlich aus Birkenreisern gemacht werden, kommt die Heiligkeit der Birke, wie es scheint, mit in Betracht. Denn wenn die Birke, besonders gegen Zauberei, die man als Ursache von Krankheiten ansah, diente, so mag das seinen Grund in der heilsamen Wirkung haben, die man dem Birkensaft beilegte. „Helmont (Philosoph und Arzt) rühmt den Birkensaft, so wie die jungen Zweige, als bewährtes Mittel wider die Zauberei und sonderlich wider solche, die zu ehelichen Werken untüchtig macht. Der gelehrte Arzt Carrichter sagt, er habe dergleichen Zaubereien häufig geheilt, so man nur sein Wasser durch birkene Reiserbesen gelassen, die noch niemals gebraucht worden.“ (Montanus II, S. 153.) Ein Birkenreis, in das ein Span vom Taxus und ein Palmzweig von der Palmweide mit Kätzchen gesteckt ist, so daß sie ein Kreuz bilden, heißt in Baiern ein „Antlaßkreuz“ (d. i. Gründonnerstagskreuz) und soll in den Acker gesteckt denselben fruchtbar machen. (Panzer II § 381, S. 213). Um Martini werden in der Gegend von Landau den reichen Bauern 2 Birkenreiser, deren Blätter und Zweige bis an den Gipfel, wo einige stehn bleiben, abgestreift sind, mit Versen, die einen Viehsegen enthalten, überreicht. (§ 45, S. 40.)

Wenn auch einzelne Arten des Aberglaubens noch an der Steinaxt haften, wie z. B.: daß man mit ihrer Hülfe Bienen vor dem Wegfliegen bewahren kann, wenn man ein wenig abschabe und in den Bienenstock werfe, wie ich selbst von einem Bienenvater gehört habe; daß ihre Berührung die Euter der Kühe mit Milch segne, und besonders daß ihre Gegenwart gegen das Gewitter schütze, was an dem Namen Donnerkeil zu haften scheint; so ist doch meistens die eiserne Axt an ihre Stelle getreten. Ist demnach auch die eiserne Axt für ein Symbol des Donnergottes zu halten, so schien mir, dies sei auch von dem Besen anzunehmen, der theils oft zusammen mit der Axt vorkommt, theils dessen Stelle vertritt, indem ihm dieselbe Wirkung zugeschrieben wird. Diese Betrach-

tung veranlaßte mich, das an den Vierländer Häusern vorhandene besenartige Emblem, das, wie Hufeisen und Pferdeköpfe, gewiß im Glauben der Leute ein schützendes, Segen bringendes Symbol gewesen ist, mit dem Namen Donnerbesen zu belegen, ohne zu beachten, daß dieses Wort verschiedene ganz andere Bedeutungen hat. Lassen wir den Namen daher vorläufig dahingestellt sein!

Eine genauere Betrachtung des Emblems in einer Mehrzahl von Beispielen mußte mich überzeugen, daß, da in einigen am schärfsten ausgeprägten Beispielen die einzelnen Reiser belaubt scheinen, an einen gewöhnlichen Reisbesen, der ja aus unbelaubten Reisern besteht, nicht gedacht werden darf. Darin wurde ich bestärkt durch eine briefliche Mittheilung des Herrn A. W. Zuccalmaglio zu Hagen in Westphalen, der unter dem Namen „W. v. Waldbrühl" auf diesem Gebiet, unter andern durch die Schrift „Das Wesen der Niederrheinischen Sagen" (Elberfeld 1857) seine Beobachtungsgabe und seine Kenntnisse auf diesem Gebiet beurkundet hat. Sollte es mir gelungen sein, den Zusammenhang dieser Gebräuche und die ihnen zum Grunde liegenden Vorstellungen richtiger zu begreifen, so ist es besonders diese Nachweisung, die mich auf den richtigen Weg geführt hat. Er machte mich aufmerksam auf einen Gebrauch, den sein Bruder Montanus (die deutschen Volksfeste Bd. I S. 38) unter der Ueberschrift die Kräuterweihe — Würzweihe, bereits ausführlich besprochen hat. Da heißt es S. 39: „Der Gebrauch des Krautwisches, den die Kirche auch aufgenommen hat, beruht aber auf anderem Ursprunge, anderen Ansichten. Dieser fromme Gebrauch besteht in vielen Gauen unsers Vaterlandes, namentlich in den Landgemeinden am Niederrhein noch fort. Er ist kerndeutsch. Am sogenannten Krautweihtage (Kruckweih, Krutwye, süddeutsch St. Mariä Würzweih), Mariä Himmelfahrt den 15. Aug., oder am darauf folgenden Sonntage wird in den katholischen Landgemeinden ein Bündel gewisser festbestimmter am vorhergehenden Donnerstage bei Sonnenaufgange ohne Messerschnitt abgepflückter Kräuter während des Hauptgottesdienstes in der Kirche gesegnet. Jede fromme Haushaltung liefert ihren Krautbündel zu dieser Segnung, und derselbe wird neben der am Palmsonntage gesegneten Palme (Buchs) und dem Palmapfel und anderen Heil-

thümern aufs Sorgfältigste in den Wohnungen aufbewahrt. Nahet nun ein Gewitter, so legt die Hausfrau eine dürre Dolde oder einen Stengel des Krautbündels unter dem frommen Spruch: „Gott walts" auf den Kohlenheerd, schließt alle Thüren und Fenster, und sucht den Dampf so viel sie kann im Hause zu verbreiten. Dies, so glaubt man, wende den Gewitterschaden von Haus und Feld und hemme den schon auf die Wohnung zuckenden Strahl. — Eine durch den Wetterstrahl entstandene Feuersbrunst können kundige Leute, den Krautwisch in der Hand, durch einen gesprochenen Zaubersegen löschen.

Die Auswahl der zur Krautweihe von Alters her üblichen Pflanzen bezeugt den Ursprung und das Wesen des harmlosen Brauches. Die Zahl der Kräuter ist wiederum die deutschheidnische Neunzahl. Die Hauptbestandtheile sind:

1) Alant (Inula Helenium) von den Landleuten am Niederreihn Odenskopp (Wodanshaupt) genannt, eine in fast ganz Deutschland wildwachsende Pflanze an Gestalt und Farbe der Sonnenblume ähnlich, wie man das Antlitz Wodans, die Sonne, darstellte und sinnbildlichte. Der Odenskopf darf im Krautwische nie fehlen und bildet die hervorstehende Mitte desselben.

2) Das Donnerkraut (Eupatorium canabinum) auch Wasserdost und Hirschkraut genannt, letzteres von dem Jägeraberglauben, daß der verwundete Hirsch sich an diesem Kraute heile. Es ist eine hochstengelige aber doldenförmige rothblühende Blume.

3) Baldrian (Valeriana officinalis) auch Narde und Katzenkraut genannt, ein ähnliches schönblühendes Doldenkraut hellerer Farbe.

4) Beifuß (Artemisia vulgaris), woran mancher Wunderglaube haftet. Der Name Beifuß stammt von dem Aberglauben, daß die unter gewissem Brauch und Segen geschnittene Wurzel die Füße vor Ermüdung schütze.

5) Abergaus (Artemisia abrotanum) auch Alfraute, Eberraute oder Stabwurz genannt, wächst in Süddeutschland wild und wird gen Norden zum Zwecke des Krautwisches in den Gärten des frommen Landmannes gepflegt. Das Kraut wurde zum Liebes-

zauber benutzt, welche Verwendung nebst dem Ebernamen auf Hertha deutet.

6) Liebfrauenbettstroh (Galium verum) auch Labkraut genannt, ein Hauptmittel gegen Hexerei. Nach einem Märlein war 'mal ein König am Rhein, der, je wohler es ihm ging, desto leidiger an den Tod dachte. Der befrug viel weise Meister um ein Mittel zur Unsterblichkeit zu gelangen. Die Meister machten ihm ein Tränklein von Liebfrauenbettstroh zurecht, wovon er alle neun Tage einen Schluck nehmen sollte. Als er seinen Diener darüber ertappte, daß der von dem Unsterblichkeitstrank genossen hatte, wollte er ihn tödten lassen. Der Diener aber sprach: tödtest du mich, so hat der Trank sich nicht bewährt. So ließ er ihn leben, und er starb vor Alter, und der König starb auch, als seine Zeit gekommen war; und seitdem hat man das Sprüchwort, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist.

7) Bittersüß (Solanum dulcamara) auch Alfrebe, Alfranke und Hirschkraut, (Hirsch eine Viehkrankheit) auch Zeidelbast und Zeiselbast von Zeis—Zistig genannt, der Gegenstand von mancherlei Heilthum und Aberglauben.*)

8) Wermut, Alsen- oder Elsenkraut (Artemisia absinthium) wurde früher bei Leichenbestattungen auf den Sarg gelegt, auch auf die Gräber gepflanzt, weshalb man es noch häufig auf früheren Begräbnißstätten wuchern sieht, und endlich

9) Rainfarrn oder Wurmkraut, auch Tannkraut und Muttergottesstab genannt (Tanacetum vulgare), das auch sonst zu verschiedenen abergläubischen Zwecken verwendet wird."

Diesen Gebrauch bezeichnet Montanus ganz allgemein als in den katholischen Landgemeinen herrschend, was selbstverständlich zunächst von Deutschland zu verstehen ist. Mit besonderer Feierlichkeit wird derselbe im Limburgischen begangen (nach Lantzenberger in Wolfs Zeitschrift für d. Myth. B. I S. 177.) — Nach Zuccalmaglios brieflicher Mittheilung „nimmt jeder Hausvater seinen Krautwisch vorsichtig mit nach Hause und bringt ihn außen am Hause nicht weit von der Thür und wenn es thunlich unter dem vor-

*) Wahrscheinlicher von Gott Zio benannt.

springenden Dache an, damit er nicht von der Nässe zu früh verdorben werde. So wie nun ein Gewitter beginnt, nimmt man von diesem Krautwische ein Zweiglein und verbrennt dasselbe auf dem Heerd, in der festen Zuversicht, daß die Wohnung nicht vom Blitz erreicht werden könne, unter den Folgen des Gewitters nicht zu leiden haben werde."

Da die Krautweihe über das ganze katholische Deutschland verbreitet ist, wird sie früher auch in den jetzt protestantischen Ländern gebräuchlich gewesen sein. Darüber besitzen wir ein merkwürdiges Zeugniß, das uns zugleich zeigt, daß der Protestantismus von Anfang her eifrig bemüht gewesen ist, dergleichen Aberglauben, besonders wenn er von der Kirche geheiligt war, auszurotten. Dasselbe findet sich in „Franz Wessel, weiland Bürgermeister in Stralsund, Schilderung des katholischen Gottesdienstes in Stralsund, kurz vor der Kirchenverbesserung, herausgegeben von Dr. E. H. Zober (Stralsund 1837). Da heißt es Seite 17*):

„Marien Krudtwyginge quemen gemeinlich uth allen waningen eine mageth efte fruwe, de hadden en bundt Krudes imme arme, schir alse eine garve grodt. Dar was ingebunden: fennekoll, bulderghan, hennip, orandt, appol, beren, wulfelley, mankannen,

*) Auch abgedruckt in Schiller: „Thier- und Kräuterbuch des Meklenburgschen Volks" S. 25. Da das Plattdeutsche ziemlich abweicht von dem unsrigen, fügen wir die Uebersetzung hinzu: „Zu Marien Krautweihe kam gewöhnlich ein Mädchen oder eine Frau aus allen Wohnungen, die ein Bund Kräuter im Arme hatte, so groß fast wie eine Garbe. Darin war gebunden: Fenkel, Valeriana, Hennip (?), Orandt (?), Apfel, Birnen, Wulfelley (?), Mankannen (?), Lipstock, Wermuth, Hopfen, Heideblumen, Aland, allerlei Aehren von Korn, Butterblumen (?), Flachs, Knoblauch, Zwiebeln, Kohl, Senf, Sevenbaum, dies alles und ein jedes zu besonderer Zauberei und zu räuchern Vieh und Menschen; darum ein Windelband, damit nach dem Chor zu, da charakterisirte der Zauberer (Priester) und beschwor dies Kraut oft eine Stunde lang, und mit dem Weihwedel in der Hand schlug er Wasser die Fülle in das Kraut. Dann gingen sie außen um den Kirchhof und trugen das Kraut mit herum; Wasser ward genug dazwischen geschlagen, daß die Mädchen in zwei oder drei Tagen den Mantel kaum wieder in Ordnung bringen konnten."

lubestock, wörmde, hoppen, heideblomen, alandt, allerley ahren van dem Korne, botter, flaſſ, knuflack, zipollen, koll, ſennip, föven=bhom; didt alles undt ein jeder tho ſundriger toverye undt tho ſmökende vehe undt minſchen: dar einen windelbandt umme her; damit nha chore tho; dar characterde de töverer und beſchwor didt krudt, ſchir bi eine ſtunden, den qwispell in de handt ſlogh water de fülle in dad krudt. Denne gingen ſe buthen um de hof, und didt krudt ſo mit umgedragen, water genoch dar mank geſlagen, dat de megde in 2 efte 3 dagen den hoyken kume wedder tho ſlege krigen konden."

Von dem früher alſo auch in Norddeutſchland gebräuchlichen Krautwiſche haben ſich faſt überall Spuren erhalten in dem Glauben, der einzelnen der dazu verwandten Kräutern dieſelbe Kraft leiht, die dem geweihten Krautwiſch beigelegt wird, wenn man nicht einen von der Kirche unabhängigen Zuſammenhang mit dem Heidenthum annehmen will. Sehr verbreitet und mannichfaltig iſt der Gebrauch der Pflanze, die unter andern auch den ſo unſichern Namen „Johanniskraut" trägt, außerdem aber Johannisblut und Alfblut oder Elfenblut heißt, weil die Blumen zwiſchen den Fingern zerrieben roth färben. Es iſt **Hypericum perforatum. Hieronymus Tragus** (Bock) I, 23 führt außerdem die Namen: Unſer Frauenbettſtroh, Waldhopf und Harthav an, mit dem Reim:

„Daß Harthav wnd weiße Haidt
Thut dem Teuffel viel leidt;"

woraus ſich der lateiniſche Name **Daemonifugium** erklärt, denn ganz beſonders wurde es gegen Hexen und Geſpenſter gebraucht (vgl. Montanus II S. 146). Ein anderes Johanniskraut oder Johannisgürtel iſt die gewöhnlich Beifuß genannte Pflanze **Artemisia vulgaris.** Auch dies dient gegen Hexen, Teufel und jeglichen Zauber. (Bock I, 113.) Der Name Donner=Nägelein, den Bock (1, 124) von der Grasnelke kennt, deutet darauf, daß auch ihr eine Beziehung zum Gewitter gegeben ſei.

Fr. Panzer (Bayriſche Sagen und Bräuche Bd. II, § 12 S. 12) berichtet über dieſen Gebrauch in Bayern Folgendes: „In einigen Gegenden von Bayern wird am Tage Mariä=Himmelfahrt in der Kirche die Marienkräuterweihe vollzogen. Das Feſt hat ſich

noch in ſchöner Friſche zwiſchen der Iſar und Donau, in der Gegend, welche man die Holetau nennt, erhalten. Da nennt man dieſen Feſttag auch „Büſchelfrauentag", die Weihe, auch Frauenkräuterweih. — Mädchen bringen Büſchel von allerlei Blumen und Kräutern und ſtellen ſie auf den Frauenaltar zu Füßen der h. Jungfrau Maria, auf welchem ſie der Prieſter weiht. Ein echter Kräuterbüſchel muß aus 77 Kräutern gebunden werden. Ich hebe nur wenige Namen heraus: Himmelbrand (**Verbascum**), als Hauptzierde in der Mitte: Frauenblecken, Frauenmantel, Frauenſchuh — große und kleine Wetterglocke, Johannesblüthe, Teufelsabbiß ꝛc. — „In den Rauhnächten legt man ein wenig von jedem Kraut unter's Kopfkiſſen und in den Stall hinter den Barn. Bei ſchwerem Gewitter nimmt man ein wenig vom Kräuterbüſchel und wirft es in das Herdfeuer. Der vorjährige wird verbrannt, die Aſche geſammelt, und wenn Jemand auf dem Todtbette liegt, wird er damit gerieben. Auch in einigen Theilen der Rheinpfalz hat ſich noch die Sitte erhalten, am Tage Mariä=Himmelfahrt Kräuterbüſchel in die Kirche zur Weihe zu bringen und es werden ihnen ähnliche Kräfte zugetraut. Im Volke führt der Kräuterbüſchel den Namen: Werzwiſch. Der Werzwiſch wird aus Aehren, Kräutern und allerlei Blumen gebunden, z. B. Haberhalm, Donnerdiſtel, Jungfraubettſtroh, Wachholder, Buchs, Schafrippe u. a. Gleichen Gebrauch vom Lechrain berichtet von Leoprechting (Aus dem Lechrain, München 1855, S. 190). — Ueber dieſelbe Sitte in Tirol theilt J. W. Zingerle („Wald, Bäume, Kräuter"; Ztſchrft. f. d. Myth. II. S. 333) Folgendes mit: „Die gewöhnlichſte Zeit des Kräuterſammelns iſt die der Dreißiger. — An den meiſten Orten werden ſie am 14. Aug. gepflückt. Die Weihe findet am Feſt Mariä Himmelfahrt (15. Aug.) beim vormittägigen Gottesdienſte Statt. — An das Sammeln dieſer Weihebüſchel knüpfen ſich meines Wiſſens keine andere Gebräuche. Die Weiheformel iſt einfach, und in allen mir bekannten Ritualen iſt die Kräuterweihe auf das Feſt Mariä Himmelfahrt geſetzt. Deſſen ungeachtet wird ſie in manchen Orten, beſonders in Städten an einem anderen Tage der Dreißigen vorgenommen; z. B. bei den Kapuzinern in Meran. In dieſem Falle iſt die Weihe auch nicht öffentlich in der Kirche, ſondern in der

Sacristei. Im Achenthal werden die Kräuter am kleinen Frauentage (d. i. Mariä Geburt 8. Sept.) geweiht. In Vintschgau findet am 15. August und am 8. Sept. die Weihe Statt. Die allgemein zur Weihe gebrauchten Kräuter sind: Rauten (**Ruta graveolens**), Himmelbrand (**Verbascum**), Braumünzen (**Mentha crispa**), Wolgemuth (**Eriganum vulgare**), Hochgemuth, Johanniskraut (**Hypericum perforatum**). In Vintschgau kommen zu den genannten noch der Starrauch, auch das Rahmkraut, das Lungelkraut (**Pulmonaria officinalis**). Zur Verzierung der Weihebüschel werden Donnerkugeln (Stechäpfel), Rosen und Sonnenblumen verwendet. Bei Meran wird **Aster amellus** (R i n g e l b l ü m l) vorzüglich benutzt. In manchen Gegenden des Etschthals werden auch **Amaranthus caudatus**, Rosmarin, Chamomillen und **Basilicum** zur Weihe gebraucht. Im Innthale wird mit Vorliebe das Edelweiß (**Gnaphalium leontopodium**) benutzt. Außerdem werden nebst den obgenannten Kräutern die gewöhnlichen Chamomillen (**Matricaria Cham.**), die gelben Ringelblümlein (**Calendula officinalis**) und ein mir unbekanntes Kraut W e i h e z a n g a geweiht. Vom letzteren hießen die zur Weihe bestimmten Kräutersträuße auch Weihezangabüschel. Die geweihten Kräuter werden theils aufgehackt und unter's Futter gemischt, theils zur Abwendung des Gewitters aufbewahrt, denn es herrscht der Glaube, daß ein Gewitter, ohne Schaden zu thun, vorüber ziehe, wenn man beim Annahen desselben geweihte Kräuter verbrennt." — Aus Steiermark berichtet dieselbe Sitte M. Lexer (Ztschr. f. deutsche Myth. III., S. 35): „Am Mariä Himmelfahrtsfest (15. Aug.) läßt jeder Bauer ein Büschel Alpenkräuter und Blumen (Weichenbusch) vom Pfarrer weihen, um, wenn das Vieh behext wird, demselben davon einzugeben, oder bei einem Gewitter durch Verbrennung dieser Kräuter dasselbe zu vertreiben." O. Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld: „Fest-Kalender aus Böhmen" (Prag 1861), S. 401, berichtet von diesem Gebrauch in Böhmen: „15. Aug. Maria Himmelfahrt: Eine andere cechische Benennung **Maria Kerenna** entspricht dem Deutschen „Unser Frauen W ü r z- oder K r ä u t e r w e i h e", welche auch in Deutsch-Böhmen, z. B. in Tepl, üblich ist, und rührt von der Sitte her, an diesem Tage Kräuter und Blumen, unter andern namentlich Glockenblumen,

in der Kirche weihen zu lassen, um sie dem kranken Vieh zu geben."

Zu den Pflanzen, von denen man glaubt, daß sie Schutz gegen das Gewitter gewähren, gehören außerdem die früher unter dem Namen **Sedum** zusammengefaßten Kräuter. Das verbreitetste derselben ist **Sedum Telephium**, gewöhnlich Johanniskraut, aber auch Donnerkraut und Donnerbesen genannt. Schon Bock (I. 122) deutet auf den Gebrauch hin, aus dieser Pflanze die Lebensdauer zu prophezeihen, den Kuhn (S. a. W. II, § 489, S. 177) aus Westphalen kennt, und der in Holstein noch vor einem Menschenalter sehr verbreitet war. Es dient noch jetzt hie und da unter's Strohdach gesteckt als vermeintlicher Schutz gegen das Gewitter. Auch das sogenannte Steinkraut oder Mauerpfeffer (**Sedum acre**) ist zu nennen, insofern demselben ganz gleiche Eigenschaften mit dem vorhergehenden und folgenden **Sedum** beigelegt werden, was sich schon in dem Namen „Donnerzäpflein, Donnerbart (**Herba fulminaris**)" ausspricht. Im Vergleich mit dem Folgenden wird diese Pflanze auch kleiner Hauslauch oder **Sempervivum** genannt, weil es mit demselben die Eigenschaft theilt, im kältesten Winter wie im heißesten Sommer grün zu bleiben. Davon hat der auch in die Botanik, wie in den gewöhnlichen Sprachgebrauch, übergegangene Name, das **Sempervivum tectorum**, seinen Ursprung, das nach Kuhn (Sagen aus Westphalen II. § 281 S. 90), z. B. im Wittgensteinschen und Siegenschen, zum Schutz gegen das Gewitter auf's Dach gepflanzt wird, und eben so in Holstein, was um so bemerkenswerther ist, da wie mein Freund **Dr.** C a s p e r, dem ich mehrere Nachweisungen über Pflanzen verdanke, mir mittheilt, diese Pflanze zwar in Süddeutschland wild an Felsen vorkommt, in Norddeutschland aber angepflanzt werden muß. Der heimische Name des Krauts in Norddeutschland „Huslok", d. h. Hauslauch, nicht wie es fälschlich verhochdeutscht ist, Hauslaub, in Süddeutschland Hauswurz, gibt einen Beweis, daß die Gewohnheit, es auf die Häuser zu pflanzen, allgemein und daher alt ist, was auch Bock I. 123 bezeugt. Auch diese Pflanze heißt Donnerbart, Godesbart, ganz entsprechend dem Lateinischen **Barba Jovis**, ein Name, der von einigen auf **Sedum Telephium** bezogen wird, nach der Ueberlieferung aber dieser Pflanze anzugehören scheint,

wie schon Grimm d. Myth. S. 167 nachweist und Montanus II. 142 bestätigt. Sind hier die deutschen Namen den lateinischen nachgebildet?*)

Würde es auch zu weit führen, hier das Verhältniß dieser Pflanzen zum Johannisfest weiter zu untersuchen, so müssen wir doch die Frage aufwerfen: haben so viele Pflanzen den Namen von Johannis, weil sie um diese Zeit blühen, oder ist Johannis an die Stelle eines heidnischen Gottes getreten? Als solcher würde sich Donar darbieten, da dieselben Pflanzen zum Theil von demselben benannt sind. Wenn das Johannisblut auch Alf- oder Elfenblut heißt, so spricht das mehr dafür als dagegen, da auch sonst, wie wir gesehen haben und unten sehen werden, die Namen Donar und Elf mit einander wechseln. Aber in welchem Verhältniß steht Donar zum Johannisfest, dem Fest der Sonnenwende, das doch eher dem Balder, Fro oder Zio geweiht gewesen sein muß? Wir müssen uns begnügen darauf hinzuweisen, daß zum Theil dieselben Pflanzen wirklich in Beziehung zum Sonnenwendefest standen. So berichtet Panzer (a. a. O. I. § 235, S. 212), daß zu den in Baiern üblichen Mechthildenkränzen, die in's Johannis- Sudwend- Sonnenwendfeuer geworfen wurden, Gertraudenkräuter und Frauenpantoffeln genommen wurden; und Hieronymus Bock, I., Cap. 113 berichtet: „Diß Ehrwürdig Kraut Beyfuß oder Bucken, St. Johanniskraut oder Gürtel, ist auch in die Superstition und Zauberey, also das etliche diß Kraut auf gewissen tag und stund graben, wie

*) Es ist wenigstens zu bemerken, daß Plinius diesen Namen (Barba Jovis) XVI. 31 von einem Baum, also einer ganz anderen Pflanze braucht, diese Pflanze Sedum und, nach dem Griechischen ἀείζωον, Sempervivum nennt. Zwar finde ich nicht in Dioscorides IV, 88—90 den Namen Διὸς πώγων, den Bock anführt, wohl aber den römischen Jovis caulis, und er kennt den Gebrauch, die Pflanze auf dem Hause wachsen zu lassen. Und nicht nur der Name διοπετὲς (vom Himmel gefallen) vom Sempervivum maius (tectorum), sondern auch der Name „κεραυνία“ vom Sempervivum minus (Sedum acre), spricht dafür, daß auch Griechen und Römer den Aberglauben kannten, daß diese Kräuter gegen den Blitz schützen sollen. Ist auch der Name Barba Jovis erst aus dem Macer Floridus in der karolingischen Zeit nachgewiesen, so scheint doch der Glaube in die indo-germanische Zeit zurück zu gehen.

Verbenam, suchen Kolen und Narren Stein darunter für Febres. Andere hencken es umb sich, machen Kräntz darauß, folgends werfen sie das Kraut mit ihrem unfall in St. Johannis-fewr mit ihren sprüchen und reinten. Diß Affenspiel und Ceremonien treiben nicht die geringsten zu Parys in Frankreich.“ Mannhardt (die Götterwelt der nord. und germ. Völker I., S. 233) vermuthet, daß die Johannis- wie die Osterfeuer dem Donar und Fro gemeinsam gewesen sein. Derselbe weist andere Beziehungen beider Götter zu einander nach in der Zeitschrift für deutsche Myth. III, S. 86 2c.

So nahe es nun liegt, das besenartige Emblem an Häusern in unseren Elbgegenden mit jenem besenartigen Krautwisch oder Weihbüschel in Beziehung zu denken, so erregt doch die Mannichfaltigkeit der zu demselben geweihten Kräuter Bedenken, da immer mehrere, oft viele verschiedene Kräuter und Blumen dazu verwandt wurden, das fragliche Emblem aber offenbar nur aus Zweigen einer Art besteht, die eher Busch- oder Baumlaub als Kräuter und Blumen annehmen lassen. Fast jeder Baum war irgend einem Gotte geweiht und diente zur Verherrlichung seines Festes, und seinem symbolischen Gebrauch ward der von diesem Gotte selbst erwartete Schutz oder Segen beigelegt. In dieser Uebertragung haben viele abergläubische Gebräuche ihren Grund. Eine vollständige Zusammenstellung dieser mythologischen Botanik läßt nicht nur hoffen, daß es gelingen werde festzustellen, welchem Gott jedes Kraut, jeder Busch, jeder Baum geweiht gewesen sei, sondern auch die Art und Bedeutung der heidnischen Feste zu erkennen. Wir müssen uns indessen begnügen, dasjenige zusammen zu stellen, was dazu dienen kann, die Bedeutung des besenartigen Emblems zu erforschen. Wir erinnern zunächst an die Haselstaude, welche nicht nur als Wünschelruthe diente, Schätze zu heben, Quellen zu suchen und andere Zauber zu üben, sondern besonders als Mittel gegen das Gewitter galt (Montanus II, S. 152. Wuttke a. a. O. § 139, S. 94). In Bayern glaubte man, daß wo Haseln wachsen, der Blitz nicht einschlage, und daß drei aus diesem Holz geschnitzte Stifte in das Gebälk eines Hauses getrieben oder drei frische Zweige zwischen die Balken gelegt, das Haus gegen den Blitz schütze (Panzer, Bayr. Sagen II, § 346, S. 200).

Wenn auch zu ganz anderen Zwecken verwandt, ist hier doch wegen der ihm beigelegten geheimnißvollen Kraft der *Vogelbeerbaum* oder die *Eberesche* zu nennen, zumal da auch er dem Donar heilig gewesen zu sein scheint. „Um aber Milchreichthum zu bewirken, geht in Westphalen der Hirt oder Kuhjunge zuerst zu der Stelle in Berg oder Wald, auf welche die ersten Sonnenstrahlen fallen; hier schneidet er einen Zweig eines Vogelbeerbaumes (Eberesche) mit einem Ruck ab, und kehrt dann nach Hause zurück, wo sich alles um die Stärke versammelt; er schlägt dieselbe dreimal mit dem Zweig, mit einem Segensspruch, worauf er eine Belohnung erhält und den Zweig (Queckries) mit Eierschalen, Bändern und buntem Papier geschmückt über der Stallthür befestigt.“ (Kuhn, Sagen aus Westphalen II. § 445, S. 157.) Auch werden mit diesem Vogelbeerenzweig alle Kühe beim Austreiben auf's Kreuz geschlagen. (Wolf's Beiträge I. 77.) Zweige dieses Baumes aber wurden auch in Norwegen, Dänemark, wie in einzelnen Theilen Deutschlands in der Mainacht auf Ställe, Misthaufen und über Haus- und Stallthür, besonders zur Abwehr der wilden Drachen, die nach Schwartz (Ursprung der Mythologie, S. 97 u. f.) den Blitz bedeuten, aufgesteckt, wovon der Vogelbeerbaum auch Drachenbaum heißt. (Mannhardt Germ. Mythen S. 17, Anm. 8.) Manches Eigenthümliche zeigt derselbe Gebrauch in der Oberpfalz. Schönwerth (Sitten und Sagen a. d. O. I, 321, No. 11) theilt darüber Folgendes mit: „Am Walpurgisabend bringt der Hüter in jedes Haus die sogenannte Mirtesgard'n (Martinigerte), womit das Vieh zum ersten Mal ausgetrieben wird. Sie besteht aus Palmzweigen (Zweigen der Palmweide) mit den Kätzchen, Grannwitspitzen (Wachholder), spitzen Blättern vom Segelbaum (Taxus) und Eichenblättern, und wird am Vorabend vor Martini von den Hirten gemacht. Sie ist am heil. Dreikönigabend geweiht und am Walpern-Abend von des Hirten Weib in die Häuser gegen ein Geschenk gebracht worden.“ Hier ist es allerdings dunkel, woher Martini Weidenzweige mit Kätzchen kommen. (Vgl. Kuhn: Herabkunft des Feuers S. 183 u. f.) Ein Zeugniß von diesem Gebrauch im protestantischen Norddeutschland und zugleich von dem Eifer, mit dem derselbe verfolgt ward, gibt Schiller (Thier- und Kräuterbuch

S. 28): „Herzog Gustav Adolph schickte 1670 den 1. Mai Gerichtsdiener in seiner Residenz Güstrow umher, welche nachsehen sollten, ob die Thüren auch mit Kreuzen bezeichnet, oder mit Quitzensträuchen besteckt seien. Ersteres war vielfältig der Fall, letzteres fand man nirgends. Aus einem späteren Verhör ergiebt sich, daß man Walpurgisabend solche Quitzensträuche an die Stallthüren zu stecken, oder am anderen Morgen das Vieh damit zu quitzen oder zu streichen pflegte. — Das Bestecken der Stallthüren mit Vogelbeerzweigen am Walpurgisabend, um die Hexen abzuhalten, und das Peitschen der Kühe am nächsten Morgen mit eben diesen Zweigen, damit sie reichlich Milch gäben, ist noch in diesem Jahrhundert im Amt Schwerin vorgekommen.“ Auch auf holsteinischen Gütern war das sogenannte Quitzschen der Kühe noch im Anfange dieses Jahrhunderts in Gebrauch; beim Austreiben stand jemand vor der Thür und schlug die Kühe, wie sie aus dem Stalle kamen, mit Quitzschen (Vogelbeerreisern) auf den Rücken. Aehnliches gilt vom Sevenbaum und der Stechpalme, sowohl einzeln, als in besenartiger Verbindung. Herr A. Zuccalmaglio theilt mir aus einem Briefe seines Freundes Schreiber darüber Folgendes mit: „Der uralte Donnerbesen befindet sich auch bei uns im Breisgau auf den meisten Speichern der Bauern und wird zumal am Pfingsten und Johannis zu einem Dachloche hinausgesteckt. Er besteht bei uns nur aus zwei mythischen Pflanzen, der Stechpalme (Ilex aquifolium) und der Seve (Juniperus sabina) nebst überragenden Kreuzchen von gewöhnlichem Holder. Um den Besen zu vollenden, wird auf dem Walde (Schwarzwald) auch noch Birken- und Tannenreisig eingeflochten.“ Von der Stechpalme kennt auch Montanus II. S. 153 denselben Aberglauben: „Die Walddiestel (Ilex aquifolium), auch Hülse, Stechpalme, Ahsenholz, Donnerschmiß genannt, war bei den Hexen sehr bekannt, welche die rothen Beeren zu ihrem Gebräu verwandten. Auch wurden die Blätter Palmsonntag und Krautweih mit geweiht und gegen das Gewitter gebraucht. Erasmus von Rotterdam sagt:

„Die alten Weiber glauben für gewiß,
Geweihte Zweige sichern vor Donnerschmiß.“

Von der Stechpalme berichtet Bock III. 54, daß mit ihren Blättern am Palmsonntag die Kirche geschmückt wurde; von dem Sevenbaum

III. 57, daß er an demselben Tage gegen Donner und Teuffel geweiht werde. — Diese Palmweihe ist neben der Krautweihe im ganzen katholischen Deutschland verbreitet." Am Palmsonntag werden Zweige der Sahl- oder Palmweide oder des Buchsbaums unter dem Namen Palmzweige geweiht, die jede gläubige Familie mit in die Kirche bringt. Sie werden durch Weihwasser und den Segen des Priesters geweiht. Die Anwendung derselben, obgleich durch Zeit und Name an den Einzug Christi geknüpft, hat nichts mit christlichen Gebräuchen gemein und stammt ohne Zweifel aus dem Heidenthum. Entsteht eine Feuersbrunst oder ein Gewitter, so wird sofort auf dem Heerde ein Feuer angezündet und einige der geweihten Zweige den Flammen übergeben. Wird ein Vieh krank, so werden einige Zweige in das Wasser geworfen, welches das erkrankte Thier zu saufen bekommt." (E. Mülhause, Urreligion der Deutschen, Cassel 1860, S. 132.) Von ähnlichen Gebräuchen in Westphalen berichtet Kuhn (Sagen aus W. II, § 416, S. 144), daß „am Ostertage die Roggenfelder mit geweihten Palmen besteckt werden, damit sie reichlich tragen und ihnen kein Wetter schade", und (§ 417) „daß, wenn die Palmen naß einkommen, d. h. bei regnigtem Wetter gesteckt werden, das Getraide nicht gedeiht." „In Stuben (heißt es § 418), auf Bienenkörbe, in's Flachsfeld steckt man Palmen (geweihten Buchsbaum), dann kann ihnen kein Schade geschehen." Dazu wird bemerkt: „An die Stelle des Buchsbaums treten auch wohl andere Zweige, wenigstens ist mir erinnerlich, größere Zweige auch auf den Feldern stecken gesehen zu haben: in der Mark holt man die eben aufbrechenden Weidenarten auf Palmarum und nennt sie ebenfalls Palmen; so auch, wenn ich mich nicht geirrt habe, in Winterberg. Ebenso Winden, Elsen, Pappeln u. dgl. In Schottland treten gewöhnlich Judenkirsche, Weide und Buchsbaum an die Stelle der Palmzweige; sie werden nachher verbrannt und die Asche wird aufbewahrt, man streut sie sich am nächsten Aschermittwoch mit des Priesters Segen auf's Haupt." „Am Maitage werden in der Gegend von Winterberg die Felder gepalmt, d. h. man steckt (§ 437) über's Kreuz gestellte, mit Weihwasser besprengte Weidenzweige auf dieselben." Nach Lansens (Mannhardt's Zeitschrift für deutsche Mythol. III. S. 164) herrscht

dieselbe Sitte in Westflandern, wo schon am Palmsonntag die Palmen auf die Kornfelder gesteckt werden. In Schlesien geschieht dies bei den kirchlichen Frühjahrsumgängen, die unter Begleitung der römischen Geistlichen mit Gesang und Musik gehalten werden. (Wuttke, d. Volksabgl. § 231, S. 142.) Derselbe berichtet: „Geweihte Palmen und knospende Weiden schützen bei Gewittern vor dem Einschlagen, wenn man mit ihnen räuchert (Tyrol, Schlesien); und werden die Knospen verschluckt, so schützt das vor dem Fieber (Schlesien) und vor dem Halsweh (Tyrol und Preußen) § 167, S. 108. Bei Sonnenfinsternissen wirft man in der Oberpfalz Brosamen und Palmen als Opfer in das Feuer." (§ 236, S. 144. Vgl. § 197, 215, 224, 225.) Nach Panzer (a. a. O. II, § 113, S. 79) sammelten bei Freising und Erding die Bewohner einiger Dörfer die Asche des am Tage vorher verbrannten Ostermanns, streuten sie auf die Felder und besteckten diese mit Palmenzweigen, welche am Palmsonntage geweiht, und mit Holzstäbchen, welche am Charfreitag gebrannt und geweiht worden waren, um ihre Felder gegen Schaden zu schützen. Vgl. § 357, S. 210. In andern Gegenden Bayerns wird am ersten Ostertage an der Ecke jedes Ackers ein Palmkreuz gesteckt, d. h. ein geweihter Zweig der Palmweide, in welchem kreuzweise ein Zweig des Sevenbaums und ein Weidenzweig mit Kätzchen (Palmmuddeln) gesteckt wird, oder ein geweihtes Birkenreis, in welches ein geweihter Palm- und ein Sevenzweig gesteckt werden, so daß sie ein Kreuz bilden, § 380—81. Es soll dies besonders gegen den Bielschneider dienen, der mit Messern an den Füßen die Felder durchwatet und das Korn zerstört *). § 370, S. 210. Cap. XXVI, S. 534. § 364, S. 207. Nach Aussaat des Leins stecken die Rohner Palmzweige auf ihre Felder, um dadurch Unglück abzuhalten. Palmenzweige dienten gegen Zauberei und Hexerei jeder Art. Und nicht bloß die Zweige, sondern auch die Staude. So heißt es bei Panzer § 264, S. 163: Aus Niederbayern: „Die Bauernknechte schneiden aus der Rinde der Palmweide vier Riemen, bringen sie am Palmsonntag

*) Nach Herrn Dr. Caspers Vermuthung ist unter dem Bielschnitt das Ausgehen der jungen Pflanzen in Folge der Frühlingsfröste zu verstehen.

zur Weihe, machen daraus am Ostersammstag einen Drutenfuß und nageln ihn an die Bettladen, das schützt gegen die Druten (Hexen)." Vgl. § 320, S. 189. — Im Gebrauch kommen mit den Palmweiden oft zusammen Antlaßkränzl vor, die aus vielen Blumen gemacht werden, welche auf dem Rain wachsen und am Gründonnerstag geweiht werden. Es wird denselben dieselbe Wirkung beigelegt, Schutz gegen Hagelschlag und Kornsegen. (Panzer, Bayer. Sagen II, 911-13.)

Von der verschiedenen Anwendung der Palmweide, Hasel- und Birkenreiser lesen wir bei O. Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld: „Fest-Kalender aus Böhmen" S. 109 Folgendes: „24. März. „Der letzte Fastensonntag wird von den Deutschen Palmsonntag, von den Cechen der blumige Sonntag oder Blumentag genannt. Dieser Name entspricht dem alten deutschen Pluen-Ostertag (franz. Pâques-fleuries) und bezieht sich gleich der Benennung Palmsonntag auf die Gewohnheit der Kirche, an diesem Tage, welcher dem Andenken des festlichen Einzuges Christi in Jerusalem gewidmet ist, Zweige von Palmen, Oliven, Weiden oder Buchsbaum, die Blätter oder Knospen haben, zu weihen.

Die Procession, welche der Palmweihe folgt, wurde in Böhmen stets mit großer Feierlichkeit begangen.

An vielen Orten des Jiciner, Caslauer, Königgrätzer und Bunzlauer Kreises pflegen die jungen Burschen und Mädchen, die Ersteren mit grünen Zweigen geschmückt, die Letzteren in weißen Kleidern und mit Frühlingsblumen bekränzt, theils im Chor, theils in der Kirche Wechselgesänge in Chören auszuführen, welche die Festlichkeiten der kommenden Woche zum Gegenstande haben. —

Im Hause verschlingt jedes Mitglied der Familie einige Palmkätzchen, ohne sie zu beißen. —

Bei den Cechen läßt die Hausfrau auch Birken- und Pimpernußzweige weihen, um damit am Kuhfest die Kühe rückwärts aus dem Stalle zu treiben.

Desgleichen gibt man zum Weihen kleine Räder oder Kreuze aus Zweigen, die man in den Brunnen wirft, um aus ihrem Schwimmen oder Untersinken seine Zukunft zu erkennen.

Haselnußpalmen werden ebenfalls geweiht und schützen das Haus vor dem Einschlagen und das Feld vor dem Hagelschlag. An der

sächsischen Grenze müssen die Palmen als Blitzableiter unter's Dach, bei den Deutschböhmen zur Verhütung alles Unheils in der Wohnstube, im Stalle oder auf dem Schüttboden zwischen die Balken gesteckt werden. Auf die Gräber gesteckt, sollen sie wahrscheinlich den Todten eben so wol Gutes thun, wie den Lebenden. Um vor dem Blitz zu schützen werden sie im Oberlande angezündet, im Niederlande auf den Tisch gelegt. Bei den Cechen müssen sie so lange wie möglich in die Wintersaat gesteckt werden, dann wächst diese so hoch, wie die Palmen sind, besonders wenn das Feld an allen Ecken mit Dreikönigswasser besprengt worden ist.

Die Kätzchen der geweihten Zweige haben verschiedene Heilkräfte.

An der sächsischen Grenze muß man drei davon unter das Futter der Kühe thun, dann geben diese viele und gute Milch. Die Menschen schützen sich durch das Verschlucken von dreien vor Zahnweh, sowie in Deutschbrod, in Komotau, im Eger- und im Leitmeritzer Kreise vor Halsweh.

Die Deutschböhmen auf dem Lande verschlucken sie, um das ganze Jahr hindurch vor dem Fieber sicher zu sein.

Im Chrudimer Kreise thut man das um desselben Zweckes willen, während der Wandlung. Nach der Messe geht man auf das Feld und gräbt einige geweihte Palmblumen in die grüne Saat ein, um diese dadurch zu segnen. Böswillige, welche Anderen aus Neid oder Rachsucht Schaden zufügen wollen, pflegen daher diese Blüten heimlich wieder auszugraben und in ihre Aecker zu stecken, um deren Ertrag zu erhöhen.

Den geweihten Zweig selber trägt man, ohne erst in die Wohnstube zu treten, in den Kuhstall und verbirgt ihn hinter einen Balken an der Decke, damit die Rinderpest vom Stalle abgehalten werde."

Diese Palmzweige nun hatten die Gestalt von Besen, wie wir aus Schmeller's bayr. Wörterbuch (Stuttg. u. Tüb. 1824) I, S. 207, lernen: „Palmbesen, Büschel von kleinen Zweigen der Palmenweide, nach Art eines Besens zusammengebunden, die an einen dünnen Stab gesteckt, am Palmsonntage zur Weihe getragen werden." Ueber den Gebrauch desselben belehrt uns Leoprechting, Lechrain S. 169: „An den Stab einer Haselstande, in die Hasel

schlägt ohnehin kein Blitz, sind angebunden Zweige von der Palmweide mit ihren jungen Mudeln, einem der ersten Triebe, die der herankommende Lenz erzeugt, von der Mistel, diesem uralten Heilthum, dann vom Sevling (Taxus), dessen Geruch den Hexen unausstehlich, von der die Gesundheit so sehr erhaltenden ehrwürdigen Krannwit (Wachholder), und gegen das Gebirg zu auch von der Stechpalme, dem Wachslauberbaum, wie er dorten genannt wird. Der Haselstecken darf nicht zu lang und muß geschält sein, denn die Hexen vermögen in den engsten Raum, sogar zwischen Holz und Rinde zu schlüpfen. Nur bei der Handhab ist der Stab nicht geschält, darum muß man ihn aber auch kniff greifen, um die Hexe herauszudrücken. Jedes Haus läßt so viele Büsche weihen, als es für Stuben, Kammern, Stallungen nöthig hat. Während einem Wetter wirft man einen kleinen Theil des Halms in das Herdfeuer, wodurch man sich gegen den Einschlag des Blitzes verwahrt. Sonderbare Kräfte ruhen aber hauptsächlich in dem Haselstecken. Indem manche z. B. beim Austreiben des Viehs seiner Kuh über den Rücken streicht, nimmt man andern Kühen zu Gunsten der seinigen die Milch.“ (Vgl. Kuhn, Sagen aus Westphalen II, § 418, S. 146.)

Daß die Palmweihe vor der Reformation auch in Norddeutschland verbreitet gewesen, ist an sich nicht zu bezweifeln und wird von Franz Wessel (a. a. O. S. 6) bezeugt, bei Schiller (S. 19): „Up dem Palmdach was eine grote spokerye. Uth allen steden in (?) huseren und dorperen sende men ein Bundt struke thor kerken des morgens tho VI slegen; dar was ingebunden einbeerenstruke, loffstocke van wyrbome, dar man bottersteve van makede, und sus swepe-stocke, holt tho plochkilen, dadt thor touerye undt affgöderye deinstlich. Dit seyeden de armen narren int chor undt kercke, wor se kondenn. Dar hoff de misdener ahn dadt krudt tho beschweren mit gruwliken charakterenn, dadt idt oek nene töuerershe slangenbeschwerer efte schwerdspreker maken konden. Denne stundt dar ein groth töver vull Water, alse twe mans dregen konden unde ein groth qwispell darinne. Den greep ein capellan in beide hende, sloch flux water manck de lude undt in den Palm; de nu up dem natesten wardt, de was thom besten gewyet, so dadt men de grote barmherticheidt gades dar spören konde. Sus hadde de erde voge

genoch gehat, de kerke mit misdederen undt struke und andere doren also vorslingende, wo thor tydt Dathan undt Abiron. Wenn nu dat ambacht uth was, wie man idt nömen plagh, so drogenn de elenden lude den schmeliken afgodt tho hus, makeden daran kleine crutzken, alse vinger lanck, stickeden de up de dören der huse, schunen, stelle, molkenkammer, und vorwarden disse struke thom lange jar; wen idt donnerde, blixede, wedderde, so leden de lude et like der struke up dadt vur, so dadt idt men roken muste; undt hebben de thouorsicht: so wit de rock ginge, konde dat wedder keinen schaden dhon. Dadt gadt beuaren (moste) gedachte nemandt, sondern Lucas, Markus, Matthäus, Johannes, undt dat gewyede wasslicht angesticket.“ *) Hier ist offenbar die an manchen Orten noch übliche

*) Hochdeutsche Uebersetzung: „Am Palmsonntage war eine große Spuckerei. Aus allen Städten, Häusern und Dörfern sandte man ein Bund Strauchwerk zur Kirche, Morgens 6 Uhr. Darin waren gebunden Wachholdersträuche, Laubzweige vom Weidenbaum (?), aus denen man Butterstäbe machte, und sonst Peitschen-Stöcke, Holz zu Pflugkeilen, was zur Zauberei und Abgötterei dient. Dies streuten die armen Narren in Chor und Kirche, wo sie konnten, aus. Dann fing der Meßdiener an, das Kraut zu beschwören mit gräulichen Charakteren, daß es auch kein zaubrischer Schlangenbeschwörer oder Schwertsprecher schrecklicher machen konnte. Dann stand da ein großer Zuber mit Wasser, den zwei Mann tragen konnten, und ein großer Weihwedel darin. Den nahm ein Capellan in beide Hände, spritzte schnell Wasser unter die Leute und auf die Palmen; die nun zum nässesten wurden, waren am besten geweiht, daß man die große Barmherzigkeit Gottes spüren konnte. Sonst hätte die Erde Fug und Recht genug gehabt, die Kirche mit Missethätern und Strauchwerk und andern Thoren zu verschlingen, wie zur Zeit Dathans und Abirams (4. Mos. 16, 27 uff.). Wenn nun das Amt (gottesdienstliche Handlung) vorüber war, wie man es zu nennen pflegte, so trugen die elenden Leute den schmählichen Abgott nach Hause, machten kleine Kreuze daran, wie einen Finger lang, steckten sie über die Thüren der Häuser, Scheunen, Ställe und Milchkammer und bewahrte diese Sträucher ein Jahr lang. Wenn es donnerte, blitzte, wetterte, so legten die Leute einige Stücke auf's Feuer, so daß es rauchen mußte, und hatten die Zuversicht, so weit der Rauch ginge, könne das Wetter keinen Schaden thun. Daß Gott schützen müsse, daran dachte Niemand, sondern Matthäus, Marcus, Lucas, Johannes und das geweihte Wachslicht, wenn es angesteckt wurde.“

Sitte der Palmbesen beschrieben. Aber davon, daß in Norddeutschland der Palmbesen üblich gewesen, zeugt auch ein Gebrauch, der sich in Nordheim und Umgegend erhalten hat, wie mir Herr Conrector Krause in Stade mittheilt, wo am Palmsonntage Zweige der Sahlweide (dort Söhlweide genannt) mit Kätzchen unter dem Namen Palmen geholt und in Bündelchen in die Fenster gestellt werden. Sonst gibt der Name Palmenweide, der sich im Hildesheimschen wie im Lauenburgischen, wozu in alten Zeiten die Vierlanden gehörten, erhalten hat, noch den Beweis, daß einst auch in unserer Gegend diese Sitte herrschte.

Uebersehen wir nun den ganzen Umfang der Vorstellungen und Gebräuche, so sind es, abgesehen von der Haselruthe, drei Hauptsymbole, die sich an drei verschiedene Zeiten des Jahres anschließen. Der Palmbesen an Palmsonntag und Ostern, der Birkenreisbesen oder ein besenartiger Büschel von Zweigen des Vogelbeerbaumes an Maitag, der Weihbüschel an die Frauendreißigen (vom 15. August bis 15. September.) Greifen sie auch vielfach in einander, so sind sie doch in der Hauptsache leicht zu unterscheiden, obgleich offenbar der Palmbesen und der Weihbüschel in näherer Beziehung zu einander stehen. Fragen wir nun zuerst, welches dieser drei besenartigen Pflanzenbündel in dem Embleme an Häusern in unserer Elbgegend wieder zu erkennen ist, so kann, da wir den Birkenreisbesen, weil er aus unbelaubten Zweigen besteht, den Weihbüschel, weil er aus Kräutern und Blumen besteht, zurückweisen mußten, nur an Haselruthen, Vogelbeerbaumzweige und Palmbesen gedacht werden. So wenig bestimmt die Blätter ausgeprägt sind, so lassen sie doch an Haseln nicht denken. Schwerer ist es, zwischen Vogelbeeren und Palmweiden zu entscheiden, zumal da diese ohne Laub nur mit Kätzchen versehn geweiht wurden. Denn bei Unbestimmtheit der Blattform und der Unsicherheit der Ueberlieferung können eben so gut Kätzchen dargestellt sein, die fast eben so zahlreich sind, als die Blätter. Die Palmweide scheint schon deshalb eher anzunehmen, weil ihre Anwendung allgemeiner und mannichfaltiger war, als die der Vogelbeerzweige. Doch kann nur an einen Palmbesen in seiner einfachen Gestalt gedacht werden, sofern er nur aus Weidenzweigen besteht, die in den verschiedensten

Gegenden seinen Hauptbestandtheil ausmachen, während die übrigen Zweige in verschiedenen Gegenden verschieden sind und hinzugenommen scheinen, um in der Jahreszeit, wo andere Pflanzen keine Zweige treiben, doch Grünes zu haben, denn man nahm gewöhnlich immergrüne Pflanzen, wie Buchsbaum, Taxus, Wachholder oder Tannenzweige. Betrachten wir nun die am meisten ausgeprägten Formen unseres Emblemes in den Vierlanden, so ist auffallend, daß der Zweig oder Stengel nur durch eine Vertiefung dargestellt ist, die scheinbaren Blätter aber stark hervortreten. Auch gewährt nur die Form Fig. 5 in Achterschlag den Schein von Blättern, während in Neuengamm Fig. 6 zu beiden Seiten des scheinbaren Zweiges abgerundete Rechtecke sich so dicht an einander schließen, daß sie das Ansehen gewundener Stäbe haben. Und diese Form möchte deshalb der ursprünglichen näher stehen, weil sie sorgfältiger und in Sandstein gearbeitet ist. Beide lassen eher an Kätzchen als an Blätter denken, weil diese glatt sind und die Dicke des Zweiges mehr erkennen lassen würden, jene aber allerdings nicht nur durch ihre Dicke stark vor den Zweig heraustreten, sondern auch eine ähnliche Gestalt haben. Indeß sitzen die Kätzchen der Palmweide weder so dicht, noch einander gegenüber, sondern wechseln zu beiden Seiten des Zweiges. Es müssen demnach, wenn wirklich ein Palmbesen dieser Art ursprünglich hat dargestellt werden sollen, nachdem dies in Vergessenheit gerathen war, die Zwischenräume zwischen den Kätzchen mit gleichartigen Erhebungen, wie die, welche Kätzchen ausdrücken sollten, ausgefüllt sein. So wahrscheinlich es ist, daß dies besenartige Emblem eine Nachbildung eines Besens aus lebendigen Zweigen sein soll, in dem der Aberglaube ein Schutz und Segen gewährendes Amulet erkannte, so darf doch die bestimmte Beziehung auf den Palmbesen so lange nur als Vermuthung gelten, bis sich neue bestätigende oder widerlegende Gründe finden.

Die Beziehung der Bäume, Büsche und Kräuter zu den Göttern ist uralt, wie das Vorkommen bei fast allen Völkern zeigt. (vgl. Böttcher, Baumcultus der Hellenen, Berlin 1856.) Die Ursache und Art der Beziehung scheinen sehr verschiedene zu sein. Eine der ältesten Ursachen fällt mit dem Ursprunge der Mythologie selber zusammen, welche die atmosphärischen Erscheinungen als

Thaten und Offenbarungen der Götter unter dem Bilde irdischer Gegenstände und Verhältnisse auffaßte. So wird der Wolkenhimmel als ein großes Laubdach vorgestellt, unter dem die Götter wohnen, und dieser Wolkenbaum ist zum Weltenbaum geworden in der Weitesche Ygdrasill. (Kuhn und Schwarz, nordd. Sagen § 412, S. 455. Mannhardt, Germ. Mythen S. 543.) Dagegen die Beziehung derjenigen Pflanzen zu den Göttern, die zur Zeit ihrer Feste Keime, Blätter oder Blüthen treiben oder Früchte tragen, scheint ihren Grund darin zu haben, daß man in ihnen die Erscheinung oder Thätigkeit dieser Götter erkannte. Daher die Heiligkeit der Palmenweide, Birke und des Haselstrauches, welche mit zuerst im Anfange des Frühlings ihre Blüthen-Kätzchen zeigen, und so vieler Frühlingsblumen, die vom Kukuk, dem Vogel Donars, benannt sind, weil sie zur Zeit des Frühlingsfestes am Ende April, andere vom Donar selbst, weil sie zur Zeit des Herbstfestes, das demselben gefeiert wurde, blühen, wie unter den Kräutern des Weihbüschels sich mehrere finden, unter denen, so verschieden sie sind, immer eins oder das andere vom Donner benannt ist. Bei vielen Bäumen und Pflanzen ist der Grund noch dunkel, bei manchen darf die Erklärung von einer umfassenden mythologischen Botanik gehofft werden, bei anderen wird es vielleicht nie gelingen den Grund zu finden, weil es uns unmöglich ist, uns ganz in die Vorstellung der Völker zu versetzen, als sie noch in Wald und Feld im unmittelbaren Verkehr mit der Natur lebten.

Was die dem Donnergott geweihten Bäume betrifft, so ist von der Palmweide, Birke und der Haselstaude bereits die Rede gewesen. Der Vogelbeerbaum und die Stechpalme erinnerten vielleicht durch die rothe Farbe der Früchte an das rothe Feuer der Blitze. Die Stechpalme aber kommt mit Wachholder, Taxus und Tanne darin überein, daß sie beständig grün sind, was auch mit einzelnen Kräutern der Fall, die dem Donner geweiht waren, wie Hauslauch und Steinkraut, wodurch sie sich als besonders lebenskräftig kund zu thun schienen. Die Birke und der Vogelbeerbaum scheinen aber auch wegen ihres Reichthums an Saft in Betracht zu kommen, namentlich sofern ihre Berührung dem Vieh Milchreichthum verlieh. Auch die Form der Blätter scheint in Betracht zu kommen,

insofern der Blitz als Vogel vorgestellt ein gefiedertes Blatt zum Symbol zu fordern schien, wie es der Vogelbeerbaum hat. (Kuhn, Herabkunft des Feuers, Berlin 1859, S. 220.) Ob wegen ähnlicher Entsprechung der Nadeln Tanne und Wachholder besondere Berücksichtigung gefunden haben, muß dahin gestellt bleiben, da von ihnen, wie von der Birke, noch nicht sicher ist, daß sie dem Donar heilig waren. So gewiß es ist, daß die Palmweide mit einem entsprechenden Frühlingsfest, der Weihbüschel mit einem entsprechenden Sommer- oder Herbstfeste Donars zusammenhängt, so gewiß ist es, daß dieses Fest ihm nicht allein gefeiert wurde. Daß eine Göttin mit in Betracht komme, ist wohl nicht zu bezweifeln, da Mariä Himmelfahrt zum Weihen gewählt ist; und der Name Mechthildenkränze bestätigt es, denn weibliche Heilige traten in Festen und Sagen an die Stelle der Göttinnen. A. Quitzmann (Die heidnische Religion der Baiwaren S. 130.) glaubt, „daß der in Baiern und Oesterreich herrschende Gebrauch im Frauendreißigen (15. August bis 15. September) Kräuter und Blumen zu sammeln und als Mechthildenkränze weihen zu lassen, sich natürlicher mit Ostara als mit Frouwa verbinden lasse.“ Es würde zu weit führen, das Verhältniß von Ostara und Freia (Frouwa) zu untersuchen. Hier scheint jedoch zunächst an Frouwa zu denken, weil Maria, vorzugsweise Frau genannt, an deren Stelle getreten ist, wie Mannhardt (a. a. O. S. 248 u. 338) wohl zur Genüge dargethan hat. Damit ist aber die Beziehung zu Donar nicht geändert; hat doch Woeste (Spuren weiblicher Gottheiten in d. Zeitschr. f. d. M., Bd. II, S. 81 u. f. bes. 86 u. 94) nachgewiesen, daß auch in der Feier des wiederkehrenden Frühlings beide zusammen wirkend gedacht wurden. Wahrscheinlich sind bei diesen Festen auch noch andere Götter betheiligt, wie es denn überhaupt schwer sein wird, vielleicht unmöglich, einzelne Feste auf einzelne Götter zu beziehen. Mag in dem einen der eine, in einem andern ein anderer die erste Stelle eingenommen haben, meistens scheinen die Feste mehreren, wenn nicht allen Göttern gefeiert zu sein. Und eben so hatte der einzelne Festgebrauch oft viele verschiedene Beziehungen, wenn sich dieselben auch auf eine ursprüngliche Einheit zurückführen lassen, und verschiedene Festgebräuche dieselbe Beziehung. Dies scheint wenigstens mit den verschiedenen

Arten von Besen der Fall zu sein. Quitzmann (a. a. O.) bemerkt: „Wie man in Baiern die Mechthilden- und Antlaßkränze in's Sunwendfeuer wirft und die Kräuterbüschel theils gegen Hexenzauber in den Stall steckt, theils gegen Gewitter verbrennt, oder im Lechrain die zerpflückten Antlaßkränze über die Saatfelder streut, um Feldzauber und Durchschnitt (Bilsenschnitt) zu bannen, so bewahrt man in Tyrol und Kärnthen die Weihezangasträuße und Weihbüschel in Stall und Haus gegen Hexenwerk und Teufelsanfechtung und verbrennt davon, um Gewitter und Hagelschlag abzuwenden." Dazu kommt, daß die Vogelbeerzweige, welche den Milchsegen bewahren sollten, auch als Besen gebraucht wurden. (Mannhardt G. M. S. 35, Anm. 4.)

Diese scheinbar ganz verschiedenen Beziehungen dieser besenartigen Symbole lassen sich durch Zurückführung auf ihre Naturbedeutung noch in ihrer ursprünglichen Einheit wieder erkennen. Wir gehen von dem eigentlichen Besen aus, in dem sich offenbar die verschiedenen Beziehungen auf Gewitter, Regen, Gedeihen des Korns und Viehes, ja auf Schutz gegen alles Unheil und auf Segen jeglicher Art concentriren. Von selbst drängt sich da die Frage auf, wie ist denn der Besen zu dieser Bedeutung gekommen, oder vielmehr, was ist seine Bedeutung in diesen Gebräuchen? Da er häufig nicht nur mit der Axt zusammen vorkommt, oder bald der Besen, bald die Axt zu ganz gleichem Zweck, ja ganz gleicher Weise angewandt wird, statt der Axt aber in verwandten Gebräuchen, namentlich um die Milch der Kühe zu mehren, auch die Steinaxt gebraucht wird (Mannhardt, Zeitschrift f. deutsche M. III, S. 105, Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen § 411, S. 455), so folgt, wie bereits erwähnt ist, mit Nothwendigkeit, daß der Besen, wie vom Steinhammer, Donnerkeil, ausgemacht ist, dem Donnergott (Thor) heilig gewesen ist. Dies ist auch von mehreren Forschern bereits anerkannt. (Mannhardt, G. M. S. 35, Anm. 4. Wuttke, S. 20, § 24, und 98, § 146.) Wir müssen jedoch weiter fragen, worin liegt die Beziehung? Mannhardt glaubt im Besen den *Blitz* symbolisirt; Schwartz (der heutige Volksglaube S. 30, Anm. 2, und Ursprung der Myth. S. 222) dachte an den *Wind*, der die Luft rein fegt. Ist der

Hammer zunächst Symbol des Donners, wie der Sprachgebrauch die Donnerschläge mit Hammerschlägen vergleicht, so muß man geneigt sein, den Besen auf den Blitz zu beziehen; allein der Hammer ist eben so gut Symbol der Blitze, wie Kuhn (Herabkunft des Feuers, Berlin 1859, S. 66 u. f.) aus der Uebereinstimmung der arischen Völker in dieser Vorstellung nachgewiesen hat und noch heute die Redensart: *der Blitz schlägt ein*, bestätigt. Ist auch die Beziehung zum Gewitter unzweifelhaft, so kommt doch der Besen in so vielen und verschiedenen Beziehungen vor, die sich nicht aus dem Blitz erklären lassen, weshalb Schwartz an den Wind gedacht hat. Doch genügt das nicht, obgleich oder vielmehr weil wir ihm vollständig beipflichten, wenn er von den Hexenversammlungen auf dem Blocksberge sagt: „Hier liegen nicht, wie man gewöhnlich meint, *bloß* irgend welche heidnische Versammlungen zu Grunde, sondern ursprünglich sind es die Zusammenkünfte der himmlischen uns bekannten Wesen, welche namentlich zur Frühlingszeit auf den Bergesgipfeln der Glaube im Treiben der Wolken und Winde wahrzunehmen pflegte." Die Hexen scheinen mir nichts anderes als die in so verschiedenen Gestalten von Mannhardt und namentlich als Frauen nachgewiesenen Wolken zu sein, und zwar die Regenwolken, und der *Regen* ist eben der Besen, auf dem sie reiten. Er fegt zumal als *Gewitterregen* *) — daher ist er eben Donars Symbol — die Erde rein, entfernt alles Unreine und bringt den Feldern Fruchtbarkeit, also auch den Kühen Milch.

*) Hr. Dr. Casper macht dazu die Bemerkung: „Der Regen ist gleichsam der Besen des Sturmgottes. Und dieser Auffassung möchte nicht nur die reinigende, fortspülende und fortfegende Gewalt solches Regens, sondern sein eigentliches, *aus unzähligen Regenstrahlen zusammengesetztes Wesen* entsprechen." Er weist dies Bild auch im A. T. Jesaias 14, 23 nach: „Und will sie (die Boshaftigen) machen zum Erbe den Igeln, und zum *Wassersee*, und will sie mit dem *Besen des Verderbens* kehren." Er erkennt ähnliche Vorstellungen in dem Sprachgebrauch, nach dem „*der Regen peitscht*" und „*der Sturm fegt*", und zeigt an Beispielen, daß diese Bilder bei Dichtern vielfach in einander übergehen. Das zeigt auch J. Grimm im deutschen Wörterbuch s. v. *fegen* 9, in den Redensarten: „Sturm, Schnee und *Regen fegt* die Flur."

Der Wind erklärt so wenig den so stark hervortretenden Einfluß auf die Milch, als der Blitz das Reiten der Hexen. Für unsere Erklärung spricht aber auch die verwandte Vorstellung in allen Indo-Germanischen Religionen, nach welcher Wolken, zumal Regenwolken, mythisch als Pferde, Schwäne, Kühe oder andere Thiere bezeichnet werden, worin wahrscheinlich die Verwandlung der Hexen in verschiedene Thiergestalten ihren Grund hat. Es ist nun aber nichts gewöhnlicher in allen Religionen, als daß was einer Macht der Natur oder des Geistes zukommt, auf dessen Symbol übertragen und dazu noch weiter ausgedehnt wird. So erscheint der Besen als Symbol der reinigenden Kraft des Regens, als Abwehrer alles Uebels, ja des Bösen, und selbst der Wesen (Hexen), deren Repräsentant er ist, nachdem sie durch Annahme des Christenthums als heidnische Wesen zu bösen Geistern geworden sind. Und derselbe Besen, als Symbol der fruchtbaren, segnenden Kraft des Regens, wird dann ganz im Allgemeinen als Glück und Segen bringend vorgestellt. Die Wirkung der Hexen erscheint aber ganz besonders bei den Kühen, weil dieselben Wolken auch als Kühe vorgestellt wurden, deren Milch wieder das Regenwasser ist (Wuttke S. 169, § 292). Daß aber die Hexen Geister der Wolken und der Besen der Regen ist, ergibt sich schon aus der Vorstellung von dem Wettermachen, von ihrem Fahren durch die Luft und durch den Schornstein, indem der Rauch den Wolken gleichgestellt wird. Besteht doch auch in Goethe's „Zauberlehrling" die Macht des Hexenmeisters im Wassermachen vermittelst des Besens:

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,

Wasser fließe
Und mit reichem vollen Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Der Besen also als mächtiges Symbol des Gottes, der aus den Wolken Blitz wie Regen sendet, ist ein Ausdruck für das menschliche Gebet, daß derselbe allen Segen senden möge, der von diesen Naturerscheinungen gehofft wird, alle Nachtheile abwenden möge, die von ihnen gefürchtet werden können. Was aber von ihrer Wirkung gewünscht und gehofft ward, ist ihnen nach und nach als zauberhafte Wirkung zugeschrieben: zuerst die Fruchtbarkeit der Felder, dann das Gedeihen des Viehes. Die gefürchteten Nachtheile aber wurden nicht unmittelbar den Naturerscheinungen, sondern besonders, als böse vorgestellten Wesen und Menschen, besonders Frauen, welche in jener Dienste standen, den Hexen beigemessen.

Diese Vorstellungen in diesem Zusammenhang mit demselben bestimmten Symbol sind nun keineswegs bloß Germanisch, sondern finden sich auch bei anderen stammverwandten Völkern. Freilich müssen wir dabei den Unterschied der Völker und des Klimas, das sie bewohnten, berücksichtigen. Bei den Römern, die sonst vorwaltend praktisch sind, nimmt alles Religiöse einen praktischen, wie bei den Griechen einen idealen Charakter an. Auf den ersten Blick vermissen wir den Besen bei den Römern, allein da er zu heiligem Gebrauch aus lebenden Sträuchern gemacht wurde, ist er unter dem Namen verbena versteckt. Wir finden bei Römern, wie bei Deutschen, besonders Zweige immergrüner Bäume zu heiligen Gebräuchen verwandt (vgl. Hartung, Rel. d. Römer I, S. 200). Bei den Griechen spielte dagegen der wirkliche Kehrbesen auch in den religiösen Gebräuchen eine Rolle. (C. Bötticher, Grab des Dionysus, Berlin 1854, S. 7.) Bei den Griechen aber kommt ganz besonders der Gebrauch von Zweigen bei Processionen in Betracht, die immer von den Zweigen des Baumes genommen wurden, welcher der Gottheit geweiht war, der man das Fest feierte. Solchen Zweigen, die oft von verschiedenen Pflanzen büschel-, wedel- oder besenartig zusammengebunden wurden, legte man ganz ähnliche zauberhafte Kraft und Macht gegen Zauberei bei, wie bei den Deutschen. (C. Bötticher, Baumkultus Cap. 21, S. 313.) Daß

das, was hierin mit deutschen Gebräuchen übereinstimmt, nicht zufällig sei, sondern schon von dem gemeinsamen Urvolk stamme, ist bereits von Kuhn gezeigt. Denn nicht nur die Sitte, das Vieh zu quicken, findet sich bei den Indern so übereinstimmend wieder, daß an einen historischen Zusammenhang nicht zu zweifeln ist (Herabkunft des Feuers, S. 180 x.); sondern auch die Beziehung des Blitzes und Gewitters zu bestimmten Bäumen mit gefiedertem Laube, die ebenfalls nicht zufällig sein kann. Hexen (Zauberinnen) begegnen uns bei Griechen, Römern und Indern, und bei Letzteren sogar auf Besen reitend. (Kuhn, N. S. S. 71.) Da finden wir aber auch die Behexung oder Bezauberung menschlicher Frauen von eben den Wolkenfrauen abgeleitet, mit denen sie in der Ueberlieferung verschmolzen sind.

Schließlich muß ich noch auf den Namen Donnerbesen zurückkommen, den ich dem besenartigen Emblem an Häusern in den Vierlanden gegeben habe; damals durch eine ziemlich dunkle Vermuthung geleitet. Nach den Ergebnissen der gegenwärtigen Untersuchung scheint der Name Palmenbesen angemessener zu sein. Wenn derselbe, wie wahrscheinlich, christlichen Ursprungs, weil dieser Besen Palmsonntag geweiht wurde, so fragt sich, wie er in heidnischer Zeit geheißen, und da bietet sich kaum ein anderer Name dar, der angemessener ist, als Donnerbesen. Denn schon die Stellung zwischen Emblemen des Zio, den Pferdeköpfen auf der Spitze des Giebels, und des Wodans, dem Hufeisen an der Schwelle, führt darauf, daß ein drittes Emblem dem dritten der Hauptgötter gehören muß. Sein unmittelbares Vorbild der Palmenbesen ist aber, wie nachgewiesen, auch dem Donar geheiligt gewesen. Im Sprachgebrauch hat das Wort zwar ganz andere Bedeutungen, die aber gerade bei ihrer Verschiedenheit eine von allen verschiedene erste Bedeutung anzunehmen zwingen. In Westphalen (Mannhardt, G. M. S. 35, Anm. 4) wie in Preußen und Schlesien ist es ein allgemeiner Verwünschungsfluch, aber auch Ausdruck der Verwunderung (Woeste in d. Z. f. d. Myth., II, S. 86); in Hamburg mit specieller Anwendung ein böses, keifendes Weib. Dasselbe Wort bedeutet ein struppiges, verwirrtes, nestartiges Gewächs auf Baumästen, dessen Erzeugung der Aberglaube dem Blitz zuschreibt; es

führt auch den Namen Alpruthe. (Grimm, d. Myth. S. 168. Kuhn, S. a. Westph. II, § 158, S. 55, der den Ausdruck in der Gegend von Potsdam fand.) Es ist aber auch ein Name, der dem Donnerkraut gegeben wird, und den Namen Donnerkraut führen verschiedene Kräuter, die zum Weihbüschel angewandt werden. Donnerbesen heißt in der Schweiz auch die Mistel, die im Lechrain zum Palmbesen gehörte (Rochholz, Aargauer Sagen S. 202), die Kuhn (Herabkunft des Feuers S. 232) für eine Verkörperung des Donnerkeils hält. Sollte also nicht Donnerbesen ein gemeinsamer Name aller gegen das Gewitter schützenden Besen gewesen sein, übertragen vom Gewitterregen, dessen Symbol sie sind?

Nachtrag. (Mit Fig. 7; Tafel 9.)

Die Steindrücke waren bereits ausgeführt und der größte Theil der Abhandlung gedruckt, als mir durch die Güte des Herrn F. H. W. Büsch in Kattendorf von dem Hause Fig. 3 eine sorgfältig ausgeführte Abbildung zukam, die auf seine Veranlassung vom Herrn Decorationsmaler Brasch ausgeführt ist. Diese Mittheilung macht mich zugleich darauf aufmerksam, daß das Dorf, wo sich dieses Haus befindet, nicht Klein-Wiesen, wie auf der Tafel und S. 227 gedruckt ist, sondern Klein-Winsen heißt, und das Haus, welches jetzt dem Käthner Beck gehört, über der großen Thür die Inschrift hat: „Claus Böge: Anno 1766: Anna Gesche Bögen. Z. M. B. H. den 19. December."

Zugleich erhalte ich durch die uneigennützige Güte desselben Herrn Brasch eine Abbildung eines Hauses mit demselben Zeichen, von dem ich bisher keine Kunde hatte. Die Redaction der Jahrbücher hat es in Fig. 7 in Steindruck wieder geben lassen. Es führt über der großen Thür folgende Inschrift: „Auf Gott und das Glück hof ich alle Stunde und Augenblick. An Gottes Segen ist Alles gelegen. Hans Fuhlendorff. Anno 1765 den 3. April. Anna Cathrina Fuhlendorfs."

Da dies in Hüttbleck belegene Haus der Käthnerin Wittwe Fuhlendorf gehört, ersehen wir, daß dasselbe nun fast 100 Jahre im Besitz derselben Familie ist. Die Jahreszahl 1765 ist auch

insofern nicht unwichtig, als sie (da das Haus Fig. 3 in Klein-Winsen vom J. 1766 ist) schließen läßt, daß damals dies Emblem noch allgemein im Gebrauch gewesen ist. Dasselbe ist hier nicht über oder neben der großen Thür, sondern am sogenannten Heckschauer zu beiden Seiten einer Nische angebracht, wie die Abbildung Fig. 7 a in vergrößertem Maaßstabe zeigt; dadurch finden wir bestätigt, was schon aus den bisherigen Beispielen hervorging, daß es keine bestimmte Stelle am Hause einnahm. Und dies ist deßhalb bemerkenswerth, weil auch der wirkliche Palmbesen, wie der Weihbüschel, an verschiedenen Stellen angebracht wurde, unter'm Dach, über oder an der Thür.

Herr Büsch lenkt gewiß mit Recht meine Aufmerksamkeit auf die an diesem Hause zwischen den beiden Besen befindliche Nische, welche zwei Zoll tief, zierlich gemauert und eingefaßt ist, zumal da, wie er mir schreibt, auch neben dem Fig. 4 abgebildeten Besen des Möller'schen Hauses in Kaltenkirchen solche Nische sich befand, und dieselben sonst öfter mit Kalkbesatz und zierlich geweißt an alten Gebäuden neben der Seitenthür vorkommen, ohne daß von deren Zweck etwas bekannt wäre. Unsere Abbildung Fig. 7 a läßt kaum bezweifeln, daß sie für ein Bild, sei es in Zeichnung, Farben, Relief oder freistehender Sculptur, bestimmt gewesen ist. Da der Donnerbesen als Palmbesen eine christliche Bedeutung angenommen hatte, und wir zunächst nur aufs Mittelalter zurückgehen können, ist es am wahrscheinlichsten, daß damals in der Nische ein Crucifix, ein Marien- oder Heiligen-Bild stand. Darin möchte indeß schwerlich eine heidnische Sitte nachgeahmt sein. Mit oder bald nach der Reformation verschwanden die Bilder; aber wie so Manches beibehalten wird, weil es herkömmlich ist, obgleich es seine Bestimmung längst verloren hat, so ist hie und da die Nische auch beim Neu- oder Umbau des Hauses erneuert.

Druck von C. F. Mohr in Kiel.

Der Donnerbesen.

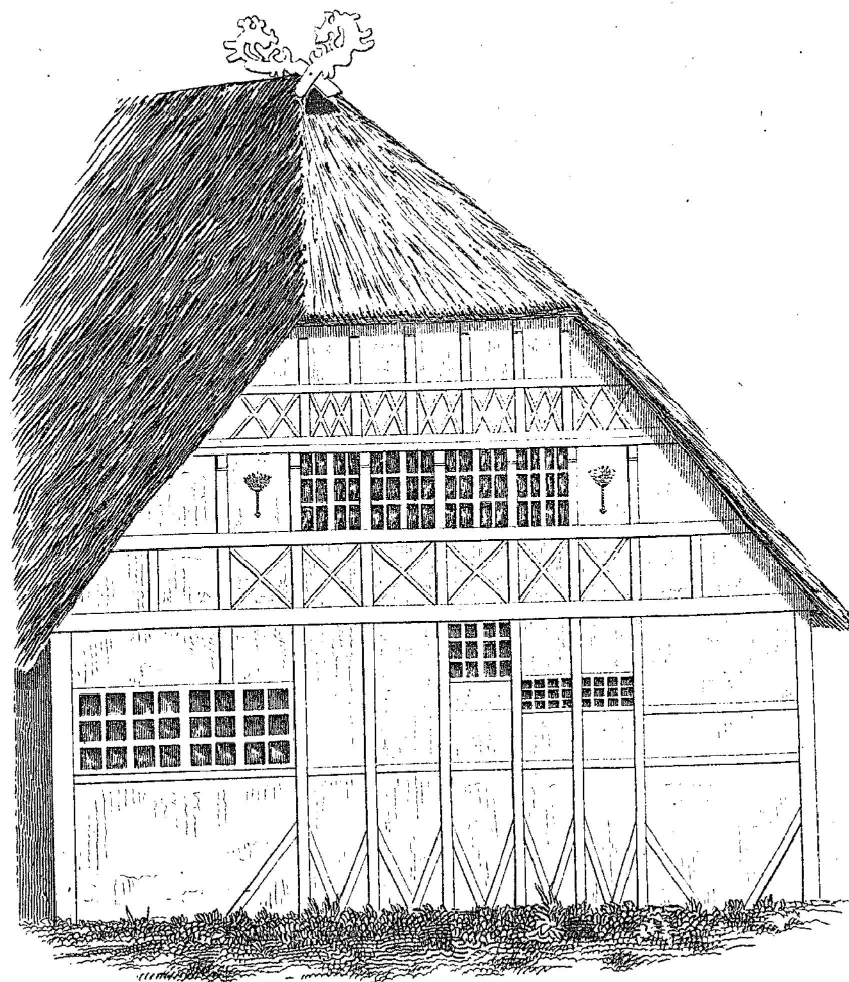


Fig 1. Aus Achterschlag (Vierlanden).

Der Don

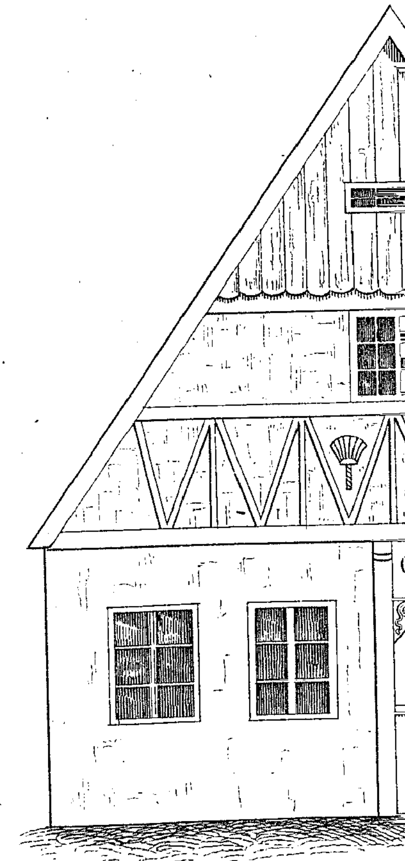


Fig. 2. Au

Lith. Anst. von C.

Der Donnerbesen.

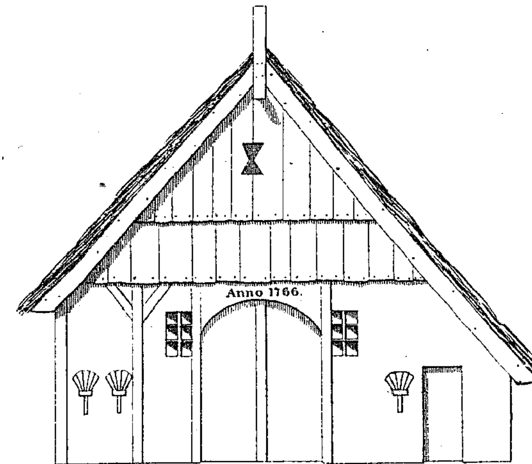


Fig 3. Aus Klein-Wiesen bei Kaltenkirchen.

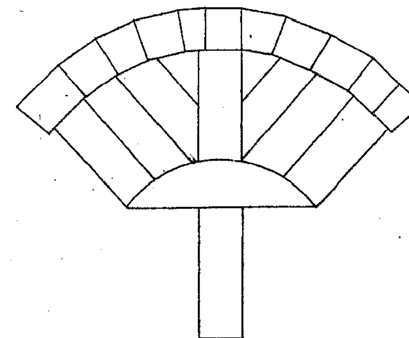
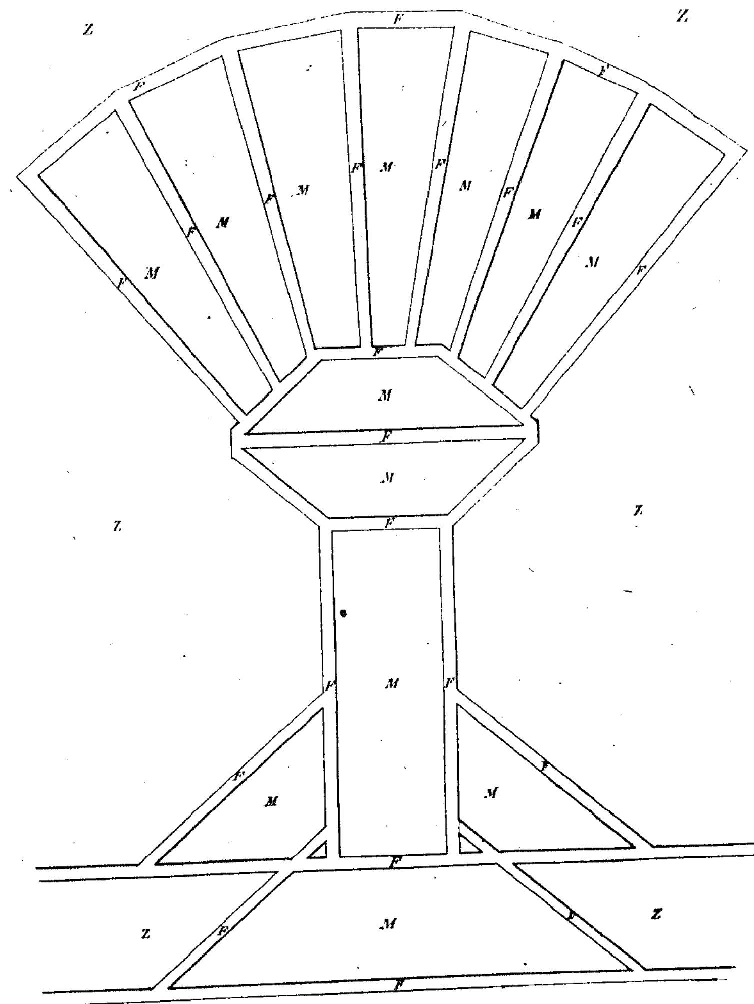


Fig. 3 a. Aus Achterschlag (Vierlanden)

Lith. Anst. von C.F. Mohr in Kiel.

Kiel,

Der Donnerbesen.



Z bedeutet: Ziegelwand; M, Mauerstein; F, Kalkfuge.

Fig. 4. Aus Kaltenkirchen.
hoch 22 Zoll, grösste Breite 15 Zoll.

Kiel. 1862.

Der Donnerbesen.

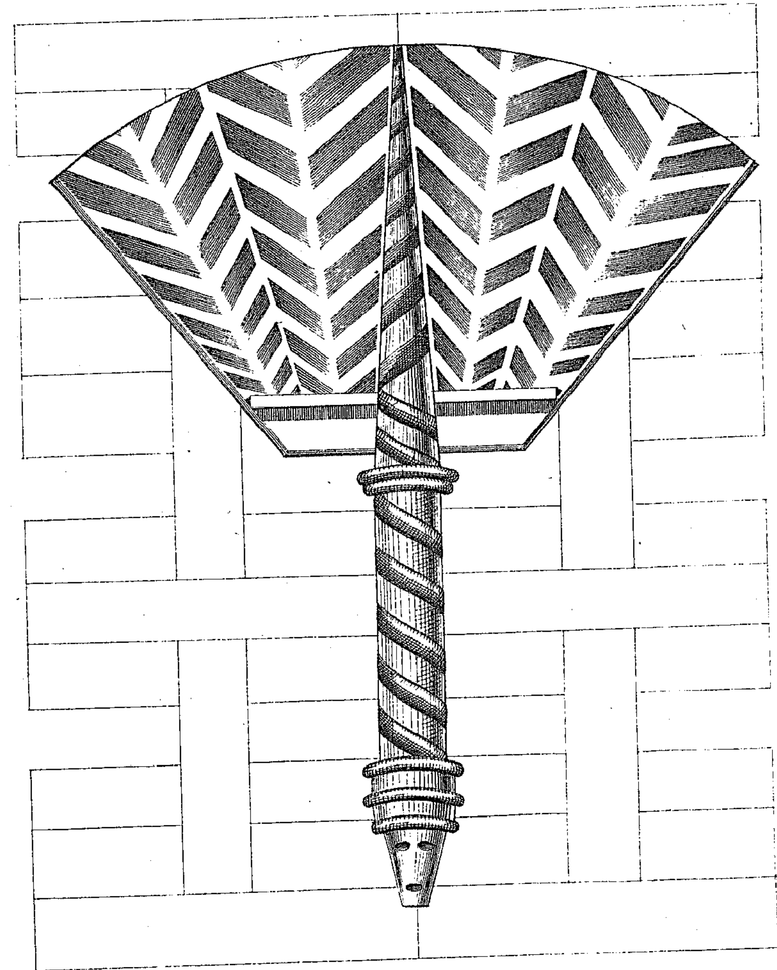


Fig. 5. Aus Achterschlag (Vierlanden).

S.H.L. Jahrb.V, Taf 7.

Lith. Anst. v. C.F.Mohr, Kiel.

Kiel, 1862.